

saarbrücker hefte

*Die saarländische Zeitschrift
für Kultur und Gesellschaft*

101

Sommer 2009
EUR 7,80



Großtat

Wie das Saarland sich eine
Kunsthochschule geschenkt hat

Untat

Wenn die Justiz sich in Phantasmen
ergeht

L'Etat

Wofür die Wähler sich entscheiden
können

Habitat

Wo die Jazzszene sich ein Stelldichein
gibt

Moritat

Warum die Buchhandlung Hofstätter
sich verabschiedet hat

Zitat

Weshalb die alten Krimis sich noch
lohnern

Literatur

Junge Autoren aus der Region

Galerie

Fotografie von Kathrin Bruch

Sprache

Lëtzebuergesch kommt voran

Fenster nach Frankreich

Papa Oberlin im Elsaß

Rezensionen

SAARLAND'S NEXT TOPMODEL

Herausgeber:

Verein Saarbrücker Hefte e. V.

Redaktion:

Georg Bense, Bernhard Dahm, Achim Huber, Dietmar Schmitz, Herbert Temmes,
Herbert Wender (v.i.S.d.P.)

Redaktionsadresse:

Hohe Wacht 21, 66119 Saarbrücken, Telefon/Fax: (0681) 58 54 18
e-mail: info@saarbruecker-hefte.de

Postadresse:

Saarbrücker Hefte, Postfach 102616, 66026 Saarbrücken

Internet:

www.saarbruecker-hefte.de

Verlag:

Pfau-Verlag, Postfach 102314, 66023 Saarbrücken
Telefon: (0681) 416 33 94, Fax: -95, e-mail: info@pfau-verlag.de

Herstellung:

Druckerei und Verlag Steinmeier, Deiningen

Layout:

Sigrid Konrad

Verkaufspreis:

Einzelheft EUR 7,80

Jahres-Abo EUR 11,80 (2 Hefte zuzüglich Porto)

Abo-Bestellungen an den Pfau-Verlag, Postfach 102314, 66023 Saarbrücken

Die Zeitschrift ist im Buchhandel erhältlich.

Einsendungen von Manuskripten an die Postfachadresse der Redaktion.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen.

Autorinnen und Autoren dieser Ausgabe:

Georg Bense, Wilfried Busemann, Hans Emmerling, Hans Gerhard, Thomas Glaser,
Sabine Graf, Hans Horch, Jean-Louis Kieffer, Alexander Manderscheid, Anna Carina Mensch,
Till Neu, Georg Ruby, Frank Scheidt, Dietmar Schmitz, Dominik Stutz, Herbert Temmes,
Alexey Weissmüller, Cornelia Zelinsky-Wibbelt, Katrin Ziegler, Laura Ziegler

Abbildungen:

Stefan Grenner (Topmodel); Ilse Steinhof/Institut für aktuelle Kunst (Schule des Sehens; aller et retour), Philipp Tödtmann, Harald Hullmann (Jahrhundertereignis), Georg Bense (Jahrhundertereignis, Oberlin, Hofstätter), Inge Neu, Till Neu (aller et retour), VG Bild-Kunst, Bonn 2009 (aller et retour: Till Neu, Wolf Vostell, Juan Genovés; Jahrhundertereignis: Jochen Gerz), Thomas Henne (aller et retour: Wilhelm-Hack-Museum Ludwigshafen), Jean M. Lafittau (Jazz), Christian Schu (Rezension)

Titelabbildung:

Stefan Grenner

ISSN 0036-2115

ISBN 978-3-89727-418-1

Für freundliche Unterstützung danken wir
der Oberbürgermeisterin der Landeshauptstadt Saarbrücken, Saarland Sporttoto GmbH
sowie unseren Werbepartnern.

saarbrücker hefte

*Die saarländische Zeitschrift
für Kultur und Gesellschaft*

101

Inhalt

Editorial	5	Kommunikation ist alles
Zeitgeschehen	7	<i>Hans Gerbard</i> Mal sehen, was gut für uns ist oder: Warum Oskar L. wie die Blonde von DSDS ist
	11	<i>Hans Horch</i> Antiskepsis oder: Vom Zweifel am Zweifel Nachbetrachtungen zum Saarbrücker Kinderschänderprozeß
Bildende Kunst	16	Schule des Sehens 20 Jahre Hochschule der Bildenden Künste Saar
	18	<i>Till Neu</i> aller et retour Vor langer Zeit: Grundlehre – Augen-Blicke: HBK-Rundgang 2009
	27	<i>Sabine Graf</i> »... ja, ein Jahrhundert-Ereignis ...« Ein Fachbetrieb für Heißluftaufbereitung feiert Jubiläum
Musik	34	<i>Georg Ruby</i> Jazz im Saarland – eine junge Szene auf dem Weg zu regionaler Eigenständigkeit
Literatur	39	»Fernab des üblichen Schundverdachts« Dieter Paul Rudolph im Gespräch über die deutschsprachigen Ahnen des modernen Krimis
	44	Junge Literatur der Region Anna Carina Mensch · Alexey Weissmüller · Laura Ziegler Katrin Ziegler · Alexander Manderscheid · Frank Scheidt Dominik Stutz
	67	<i>Georg Bense</i> Bücherlust und Bücherleid Ludwig Hofstätter hat seine Buchhandlung geschlossen
Galerie	72	Kathrin Bruch Fotografie
Sprache	77	<i>Cornelia Zelinsky-Wibbelt</i> Großherzogtum verpflichtet Vom sprachlichen Reichtum und Großmut in Luxemburg
	84	<i>Cornelia Zelinsky-Wibbelt</i> U wiem ass et elo? Lëtzebuergesch – eine eigene Sprache

Fenster nach Frankreich	88	<i>Hans Emmerling</i> Der gute Mensch von Waldersbach
Rezensionen	95	Ludwig Harig, Stimmen aus dem Irgendwo (<i>Georg Bense</i>)
	97	Adrienne Thomas, Die Kathrin wird Soldat und Anderes aus Lothringen (<i>Dietmar Schmitz</i>)
	99	Christian Schu, Lorraine. Terre de Spectacles (<i>Jean-Louis Kieffer</i>)
	102	Hans Kirsch, Sicherheit und Ordnung betreffend (<i>Wilfried Busemann</i>)
	104	Peter Goergen, Willi Graf (<i>Thomas Glaser</i>)
	106	Lebenswege jüdischer Mitbürger (<i>Wilfried Busemann</i>)

Kommunikation ist alles

»Kommt, reden wir zusammen / wer redet, ist nicht tot«, schrieb Gottfried Benn – eine frühe Vorausschau auf die später so umtriebiger gewordene Kommunikationsmaschine Kultur, ihre Herolde und Claqueure. Alles ist Kommunikation, Kommunikation ist alles, so wird es seit Jahrzehnten bis hin in die Fort- und Weiterbildungen selbst der Esoteriker gelehrt, und wer heute nicht inter(net)aktiv ist – um nur einmal die Fortschreibung des alten Verdikts in das neue Jahrhundert zu benennen –, der ist so gut wie nicht existent.

Eine Kulturzeitschrift wie die *Saarbrücker Hefte* hat es damit heute schwer und leicht zugleich. Wir liegen querab aller gängigen Modelle, deuchen uns eher Borgward als Lamborghini zu sein, beziehen unser Selbstverständnis weniger aus dem Immer-Neu als aus dem Immer-Noch. Wir können uns inzwischen – von unseren Anfängen her gar nicht so traditionsverliebt – auf eine ganz erkleckliche und bisweilen erquickliche Tradition berufen.

Selten allerdings fiel es uns so schwer wie bei diesem Heft, uns auf eine Zusammenstellung der vorliegenden Beiträge zu verständigen. Doch schließlich nahmen wir die Dinge, wie sie sind, und wenn sie sich hart im Raume stoßen, ergibt das zumindest eine Dramaturgie der harten Schnitte, die ihren Reiz hat.

Wir beginnen mit dem mehr oder weniger beunruhigenden Zeitgeschehen: mit dem aktuellen Wahlmarathon und dem nach der Buchveröffentlichung der *Spiegel*-Reporterin Gisela Friedrichsen neu entflammten Disput um den Pascal-Prozeß. Der Kontrast könnte schärfer kaum sein: Hans Gerhards populärtheoretischem Beitrag über das Wahlverhalten geschlechtsreifer Fernsehbürger folgen Hans Horchs eigensinnige Überlegungen zu mutmaßlichen Projektionen bei der Verdächtigung sozial randständiger Kneipenbesucher.

Sanftere Kontraste bietet ein Schwerpunktthema dieses Heftes. Anlaß ist das Jubiläum der HBKsaar, die vor 20 Jahren gegründet wurde. Zunächst erinnert der Maler und Kunstprofessor Till Neu aus eigenem Erleben an die frühere Werkkunstschule, ergänzt durch einen kurzen Blick auf die aktuelle Situation, wie sie sich in den Arbeiten des letzten Abschlußjahrgangs der HBK darstellt. Daran schließt sich ein Beitrag der Kunstkritikerin Sabine Graf an, die das Wollen und Wirken der hiesigen Kunsthochschule pointiert und durchaus provokant erörtert.

Die Literatur bildet einen weiteren Schwerpunkt des vorliegenden Heftes. Üblicherweise für einen einzigen Originalbeitrag reserviert, soll die Rubrik diesmal ein Forum für erste Veröffentlichungen verschiedener junger Autorinnen und Autoren aus der Region bieten. Wenn in diesem Teil des Heftes weniger Kontraste zu verzeichnen sind, so spiegelt auch das die Gegebenheiten: In den eingereichten Texten überwiegen eher traditionelle Formen – was immer das nun wieder für den nächsten Dreh der Kommunikationsmaschine Kultur bedeuten mag.

Die Redaktion

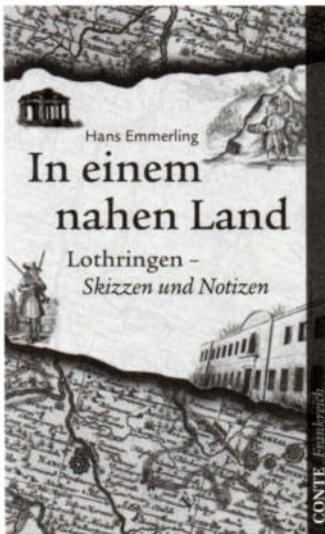
Preisrätsel – und die Lösung aus Nr. 100

In dieser Ausgabe läßt sich (mindestens) ein absichtsvoll entstellter Buchtitel finden. Wer ihn aufspürt und uns mitteilt (den falschen wie den richtigen, bitte), kann ein Exemplar von Hans Emmerlings Buch *In einem nahen Land*, erschienen im Conte Verlag, gewinnen.

Für die korrekte Lösung des Rätsels aus Heft 100 hatten wir als Preis zwei Eintrittskarten ins Deutsche Zeitungsmuseum in Wadgassen in Aussicht gestellt. Gesucht war Karl Christian Müller (1900–1975) alias Teut Ansol. Aus der überschaubaren Zahl richtiger Einsendungen fiel das Los auf Herrn Stefan Weszkalnys aus Saarbrücken. Herzlichen Glückwunsch!

*»Fühle ich doch von Stunde zu Stunde stärker,
wie sehr mein Herz an diesem Lande hängt ...«*

CONTE



280 Seiten, Paperback
ISBN 978-3-936950-84-7, 17,90 €

www.conte-verlag.de

Madame de Staël bricht 1803 nach Deutschland auf, weil sie Paris auf Befehl Napoleons verlassen muss. Hans Emmerling begleitet eine der klügsten Frauen ihrer Zeit nach Metz.

In 14 Kapiteln berichtet Emmerling von großen Menschen und Ereignissen, von Heiligen Bergen, der Schuhstadt Bataville, Mini-Fürstentümern und Schlossbesitzern, erinnert an das Grauen von Charly-Oradour und das mondäne Leben in Plombières. Voltaire, Rossini, Franz Marc, Ernst Jünger, Abbé Grégoire, Alfred Döblin, Wilhelm II., Yvan Goll u.v.m. treten auf vor dem Hintergrund der bewegten Geschichte Lothringens.

Hans Emmerling, 1932 geboren, studierte Literatur, Theater- und Musikwissenschaften. Er ist Autor zahlreicher Fernsehdokumentationen über Kunst und Kultur Frankreichs und Europas.

Buchvorstellung am 25. 8. 2009, um 20.00 Uhr
im Rahmen der »Conte-Premieren im NN«
(Nauwieser Str. 19, Saarbrücken)



Mal sehen, was gut für uns ist oder: Warum Oskar L. wie die Blonde von DSDS ist

Von Hans Gerhard

Die eine von *Germany's Next Top Model – By Heidi Klum* hat voll lange Beine, vielleicht die längsten Beine, die ich seit langem im Fernsehen gesehen habe.

Umgekehrt ist die eine von den anderen erst sechzehn, sie ist auch nicht so groß, das sagt sie ja selber, bei den meisten *Challenges* hat sie mich nicht hundertprozentig überzeugt und die Entscheider, glaube ich, auch nicht besonders. Was irgendwie schon schade ist, denn sie ist voll süß, andererseits kann es auch nerven auf Dauer, wenn sie dauernd rumflennt, daß sie hinten liegt und daß die anderen besser laufen, obwohl sie sich so Mühe gibt. Klar – am liebsten würde ich allen sechs, die heute noch dabei sind, ein Foto geben, aber es kann auch 2009 nur ein neues Nationaltopmodel geben, das ist Fakt. Anders würden wir es auch nicht haben wollen.

Seit den ersten Zusammenrottungsaktionen unserer zotteligen DNS-Ursuppenköche stellt sich die Frage, wie man die Sachen am sinnvollsten regelt, wer sagt, was Phase ist, ob man da abstimmt, und wer abstimmen darf, oder ob man ein Gürteltier aufschneidet und reinguckt – all so Zeugs halt. Klar, am Ende geht ja doch alles schief, aber man muß es ja wenigstens probieren.

In der Theorie ist es ganz einfach – schon Lichtenberg hat gesagt, im Zweifel empfiehlt es sich, die richtige Entscheidung zu treffen –, weshalb in einer perfekten Welt die effektivste Art und Weise, Dinge zu klären, darin besteht, den einen, der wo es voll drauf hat, direkt machen zu lassen, guter-König-mäßig, weil der sich ja nicht irrt, und dann ist es natürlich am einfachsten, wenn man keine Zeit mit Diskussionen oder so was verliert.

Übertragen auf die reale Welt ist das das Heidi-Klum-Model-Modell – Heidi ist die perfekte Tyrannin, die das nächste Topmodel beschließt, und sie hat selbstverständlich recht, denn es geht ja um einen Titel, den sie sich selbst ausgedacht hat – *Germany's Next Top Model – By Heidi Klum* heißt nicht um-

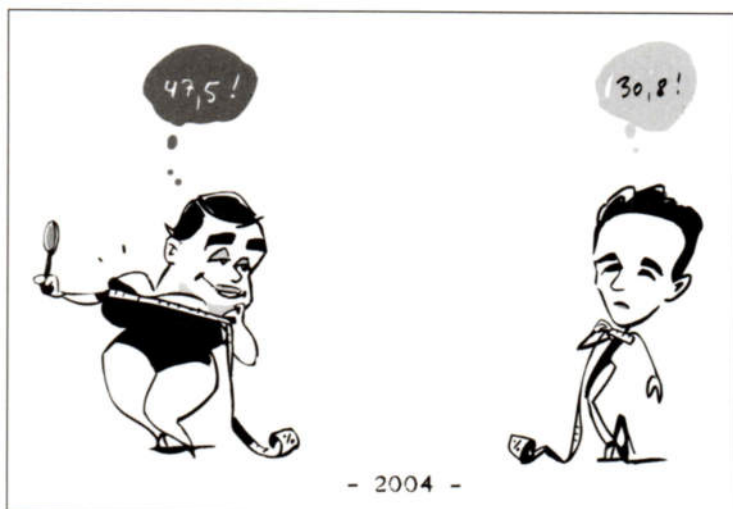
sonst nach ihrer Erfinderin, das ist ihre Show, und deshalb kann sie auch entscheiden, wer es denn jetzt wird, eigentlich muß sie es sogar entscheiden, sonst wäre es ja *Germany's next Top Model by common consent*, und das will erst recht keiner.

Gerade eben ist die Sechzehnjährige ausgeschieden, nachdem sie sich für Heidi Klum nackt auf ganz viele Rosenblätter legen mußte und überhaupt wie alle anderen »Mädels« hauptsächlich rumgelaufen ist, als würde sie nachts auf dem Hornbach-Parkplatz auf Kunden warten, aber dann mußte sie sich noch von Victoria Beckham sagen lassen, daß sie für ihre sechzehn Jahre eigentlich viel zu nuttig rüberkommt, und daß sie doch bitte echt mal darüber nachdenken sollte. Victoria Beckham! Hallo??

Gut, morgen wird auch noch Lyoner gestopft, damit kommt die Welt klar, irgendwie ist das schon ganz gut so alles irgendwie, immerhin, in der perfekten Welt von Heidi Klum trifft Heidi Klum die richtigen Entscheidungen, und, ganz ehrlich, wenn ich hätte voten dürfen, was nicht der Fall war, weil Heidi entscheidet, hätte ich die Kleine, also die Sechzehnjährige, vielleicht auch rausgeworfen, klar, die eine der anderen war voll bitchy zu den anderen, aber damit komme ich klar, klarer als das ständige Rumgemähre vor den *Challenges*, hab ich schon gesagt. Wie auch immer – Heidi hat schon recht, gute Königin halt.

In echt aber ist dann doch für Politik das Heidi-Klum-Model-Modell nicht praktikabel – Menschen machen Fehler, alles ist viel zu kompliziert, und selbst wenn man zufällig einen findet, der den Bogen raus hat und das Gemeinwohl mal so richtig boosten tut, dann ist der irgendwann tot, und hintendran kommt nix mehr – perfekte Eltern haben keine perfekten Kinder, das ist ja der Mist und vieles andere mehr auch.

Heißt für Heidi Klum: kein Foto für die Politik; ich kann ihr die Leitung über die



und richtig für mich ist, modelmäßig, ganz ehrlich, ich glaube der Typ mit der Brille und dieser andere, die da noch in der Jury rumflackern, haben in echt nichts zu sagen, und Victoria Beckham moderiert und produziert wahrscheinlich ihre eigene Modelshow in England und da kommt dann wiederum Heidi Klum hin und sagt dem sechzehnjährigen Mädchen aus Manchester, das die ganze Zeit halbnackt am

Landeshauptstadt Saarbrücken oder den Regionalverband oder auch das ganze Saarland nicht guten Gewissens übertragen – auch für Germany in toto nicht, denn Menschen, wie gesagt, machen Fehler, Heidi ebenfalls, denn sie kann ja wohl nicht allen Ernstes so tun, als wäre die Rothaarige besser als die, die fast geflogen wäre, welche echt hübscher ist, bitchy, wie gesagt, aber sie ist auch ein bißchen schlauer als die anderen, da wirkt man manchmal etwas arrogant, ich weiß, wovon ich rede, aus Erzählungen halt. Okay, also jetzt mal fazitmäßig: am besten keine Heidi-Klum-Action, wenn es darum geht, Entscheidungen für das große Ganze zu fällen und zu treffen.

Der nächste weiterführende Schritt in der Evolution der Politikwissenschaften ist logischerweise *Deutschland sucht den Superstar*. Wir sind alle nicht perfekt, aber in der Masse können wir uns auf etwas einigen, das theoretisch alle Strömungen, Ideen und Pläne in einem leicht zugänglichen Durchschnittswert zusammenfaßt. Mainstream entsteht durch den sogenannten kleinsten gemeinsamen Nenner, welcher auf jeden Fall mal besser ist als sein Ruf. Wie kommt man dann auf Hitler und Daniel Küblböck? Die Antwort: es gibt immer mal ein paar statistische Ausreißer, aber zum Trost: die meisten Herrscher sind auf lange Sicht bedeutungslos; die meisten Sänger auch. Trotzdem Achtung: im Mainstream müssen Plakate geklebt und Outfits ausgeteilt werden.

Bei Musik kann jeder mitreden, deshalb darf man anrufen und voten, da aber die meisten Leute von der Glamourwelt der Models keine Checkung haben, muß Heidi klären, was gut

Start war, daß es doch bitte nicht so superminischlampenmäßig nuttig rüberkommen soll, auf englisch dann halt.

Bei RTL-DSDS kann man wie gesagt gebührenpflichtig anrufen und außerdem so oft man will, deshalb ist es ein bißchen so wie im alten Rom, Leute mit Kohle haben mehr Stimmen als arme Leute, da hilft keine Flatrate, die dahinterstehende Logik hat natürlich einiges für sich – Leute, die es zu etwas gebracht haben, denkt man, kennen sich aus in der Welt, verstehen die Kniffe, wissen am besten, was gut für alle ist. Und wenn ich viel Geld habe und für die mollige Dunkelhaarige anrufe, dann kann ich mir auch ihre CD leisten, wenn sie dann rauskommt, also die CD selbst jetzt. Zurück bleibt einfach das gute Gefühl, daß die Dunkelhaarige besser ist als die Blonde, die Menschen mit Geld kennen sich da einfach besser aus, wie sagte schon Jerry Seinfeld: »Hm, er hat einen Anzug an. Wir tun besser, was er sagt.«

Außerdem ist die Blonde ohne Ende bitchy, wie die eine bei Heidi Klum, für die würde ich nicht mal anrufen, wenn ich Geld hätte, mal ganz generell, wenn ich flüssig wäre, dann würde ich keine bitchy Leute mögen, die gefährden das System, deshalb votet das wohlhabende Germany die bitchy people und die Sonderlinge bis ganz kurz vorher, wegen des resultierenden Gesprächsstoffs, und dann schmeißen sie sie raus, zugunsten der netten Molligen, würde ich auch so machen, wenn ich Kohle hätte. Mollige flößen Vertrauen ein.

In der Politik, also in echt, ist die Blonde Oskar Lafontaine. Kurz bevor damals die Leute mit Geld die Schnauze voll hatten, den Hörer

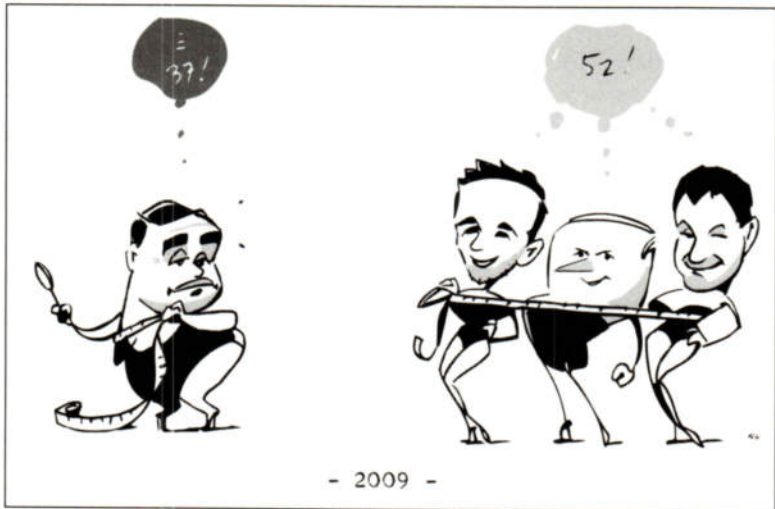
schon zum Rausvoten in den manikürten Händen, votete er sich damals selbst raus, für jede Menge Kohle, das war die Sache mit dem Kleinkind auf den Schultern, aber andererseits könnte man auch argumentieren, daß das Rumgebitche der Blonden, und von Oskar, im Grunde gleichfalls nur vorweggenommenes Sichrausvotenlassen darstellt. Bitchy

people wollen ja auch gar nicht der kleinste gemeinsame Nenner werden, denn die Welt ist nicht bitchy, die Welt ist böse.

Also so wie bei *Deutschland sucht den Superstar* geht es beim großen Ganzen bei uns in echt auch nicht, und zwar denken Leute ohne Geld, die Leute mit Geld dächten tendenziell nicht an alle, sondern nur an andere Leute mit Geld, und umgekehrt. Da ist auch was dran. Man sagt andererseits, wenn Wahlen etwas brächten, dann gäbe es sie gar nicht. Das stimmt bestimmt, aber wenn Wahlen sowieso nichts bringen, dann sollten auch alle mitmachen dürfen, nicht wie bei DSDS, was nur für die Oberschicht konzipiert ist.

Weiterhin hört man ja, was für Musik dabei rauskommt, ein Whitney-Houston-Cover nach dem nächsten und zwischendrin sagt Dieter Bohlen, daß das alles voll super war, es ist ein Vorurteil, daß der die Leute so voll fies fertigmachen würde, tatsächlich findet er alles super, und es ist ja auch vollkommen nebensächlich, wie er irgendwas oder irgendwen findet, denn Dieter votet ja nicht, ich vote, also ich könnte voten, wenn ich Geld hätte, und votete ich, votete ich möglicherweise mit voller Absicht für die Leute, die Dieter nicht mag, man merkt das ja an der Körpersprache, und um es Dieter mal so richtig zu zeigen, machte ich womöglich das Gegenteil von dem, was er gut findet, ärsch bättsch. Leute mit Geld sind eben auch bitchy, aber anders bitchy, und sie können es sich halt leisten.

Das ist ein weiteres Problem mit dem System, in welchem die Reichen mehr bestimmen dürfen als die Leute, die sich nicht für Musik interessieren – wir im Saarland haben



uns da für ein anderes Entscheidungswerk entschieden. Wir voten alle, nicht für die Titel, die gesungen werden, sondern, und da sind wir wieder nahe bei DSDS, für die Interpreten, und die singen dann ihre eigenen Songs, zum Beispiel kommunal.

Da geht es dann darum, wann die Müllabfuhr kommt, welche Farbe die Dachziegel in den Neubaugebieten haben dürfen und – ganz wichtig – über die Straßennamen.

Man sollte nicht meinen, daß das von der Bürgerschaft als wohl- und wehehaltig empfunden werden könnte, aber manchmal ist es so – oder möchten Sie im Lyonerring wohnen? Nun, vielleicht tun Sie das sogar, und ich habe bestimmt schon einmal darauf hingewiesen, daß diese Umbenennung von durchaus tumultartigen Szenen begleitet wurde, Hungerstreiks wurden ausgerufen, blutig beendet, vieles ging schief, das heißt, Sie sehen – Kommunalpolitik ist tatsächlich eigentlich viel wichtiger und näher an den Leuten, wie es die CDU nennen würde, wenn sie nicht immer von Menschen sprechen müßte, viel näher an den Leuten als zum Beispiel Landespolitik.

Länder haben in Deutschland viel weniger Macht, als ihre Repräsentanten in Talkshows und so zugeben würden. Nee, ohne Quatsch – die Gesetzgebungskonsequenzen der Länder beschränken sich auf Polizei und Schulen und Unis, Bullen und Bildung, wie Insider schmunzeln – das wars. Mehr ham wa nich. Ansonsten können Länder dagegen sein, was der Bund macht, aber auch nur mit anderen Ländern zusammen. Wenn ich mich meines Sozialkundeunterrichts richtig entsinne, aber ich glaube schon.

Okay, wo waren wir bzw. ich? Genau – Kommunalpolitik. Alles das, was wichtig und langweilig ist – Straßen, Wasser, Strom, Häuser, Soziales ... Wahlbeteiligung gefühlte zwanzig Prozent. Und ganz ehrlich – wie soll man es auch machen? Haben Sie eine bessere Idee, was die Leute von der Müllabfuhr anhaben sollten? Nö? Richtig – dann müssen Sie auch nicht wählen. Mit den meisten anderen Sachen ist es auch so, wahrscheinlich, wenn man ehrlich ist, könnte Heidi Klum es genauso gut entscheiden, wenn sie Bock drauf hätte. Vielleicht macht sie es für Bergisch-Gladbach, wo sie herkommt, oder für eine *gated community* in den Staaten, wo sie wohnt.

Manchmal regt man sich über irgendwas auf, den Lyonerring zum Beispiel, dann macht man wie blöd rum, fragt sich, wozu man eigentlich nicht wählen geht, stellt fest, daß für Straßennamen nicht der Stadtrat zuständig ist, sondern der Bezirksrat, oder doch nicht, das ist alles voll kompliziert und gleichzeitig voll langweilig und bitchy und alles, und es ist ja auch nur die eine Sache, die nicht in Ordnung ist, und damit kommt man dann auch klar, und alles geht so weiter wie immer.

Das Land ist dann auch keine Lösung, oft sind es ja auch dieselben Leute und Models, die kandidieren, die dieselben Songs covern, aber egal, da regt man sich dann auch über irgend etwas auf, aber dafür ist dann gar nicht das Land zuständig, sondern der Bund oder Europa, da kann man dann gar nichts machen, und eigentlich ist es auch nur die eine Sache, die stört, danach geht alles irgendwie so weiter, aber halt, eins noch:

Wahlbeteiligung im Land gefühlte fünfzig Prozent, also eigentlich voll viele, wenn man bedenkt, daß es nur darum geht, was die Polizei für Autos fährt, wenn sie der Müllabfuhr sagt, sie sollen nicht immer so laut sein früh am Morgen, aber dann erwidern die Müllabfuhrleute, daß sie sich am besten an die Stadt wenden sollen, die ist zuständig, die Leute, die die Falschparker aufschreiben, müssen vermitteln, es gibt Streß – damit will dann auch keiner was zu tun haben.

Zum Schluß noch eine Anekdote. Die Oberbürgermeisterin fährt manchmal mit ihrem Fahrrad durch eine Straße, durch die ich auch oft komme, da hingen vor einer Weile ganz viele FDP-Plakate. Frau Britz, oder eine Frau auf einem Fahrrad, von der ich wollte, daß

es sich bei ihr um die Oberbürgermeisterin handelte, fuhr an diesen ganzen Plakaten der FDP und zufällig auch an mir vorbei und hatte einen Hals wie 'ne Keksdose, so sauer war sie. Kurze Zeit später waren die Plakate verschwunden, rausgevotet von der Stadtverwaltung (jede Partei hat nur ein bestimmtes Kontingent Fotos, ich glaube 350, so wie Heidi Klum am Schluß der Sendung vor die Mädels tritt und sagt: »Leider habe ich hier nur ein Foto – und ihr seid zu zweit«, worauf Chantal anfängt zu heulen, aber das gehört nicht hierher).

Hatte Frau Britz was damit zu tun, mit dem Rausvoten? Ich will nichts unterstellen, aber jetzt mal ganz im Ernst einen generellen Mißstand benennen: die Parteien hängen wie wild Fotos, ohne Sinn und Verstand, und die Hälfte kommt wieder runter wegen zu viele. Dann sagen sie wieder, das eine war ja für die Landwahl und das andere für die Europawahl und so weiter, irgendwann hängen sie wieder ein paar auf, legal, illegal, scheißegal, und das Bußgeld ist eh lachhaft, jedenfalls für Parteien mit Kohle, wie zum Beispiel die Linke.

Hab ich schon geschrieben, daß Oskar Lafontaine so ist wie die Blonde von DSDS? Bestimmt, aber das heißt natürlich nicht, daß er raus- oder reingevotet wird. Ergebnisse sind sehr willkürlich. Das ist aber auch gar nicht der Punkt, ich frickele mir nur gerade meinen zyklischen Aufbau zusammen, die politischen Systeme hatte ich, wie wir es machen, hatte ich fast, fehlen nur der Bund und Europa, ist aber auch egal, da liegen wir am besten ganz unauffällig im Bundestrend, dann gibt es auch keinen Ärger, daß überhaupt alles keinen Unterschied macht, habe ich schon gesagt, bei DSDS habe ich nicht mitgekriegt, wer womit gewonnen hat, bei den Supermodels stand die Entscheidung noch aus, jawoll, das führt alles zusammen, gehen Sie zur Wahl, es kostet nichts und kommt auch ins Fernsehen. Gemeinwesen macht sich nicht von alleine, wenn Heidi kein Foto mehr hat.

Antiskepsis oder: Vom Zweifel am Zweifel

Nachbetrachtungen zum Saarbrücker Kinderschänderprozeß

Von Hans Horch

Ungeheuerliches ist geschehen in Saarbrücken. Kaum zu fassen ist, was dort angerichtet wurde – von Polizei und Justiz.

So jedenfalls die Darstellung Gisela Friedrichsens, der Gerichtsreporterin des *Spiegels*. Ihr zufolge beschuldigte Oberstaatsanwalt Josef Pattar am 20. September 2004 vor dem Saarbrücker Landgericht völlig zu Unrecht 13 Personen einer gräßlichen Untat. Da seine Beweisführung komplett scheiterte, wurden die Angeklagten am 7. September 2007 freigesprochen. Der Vorsitzende Richter, Ulrich Chudoba, fügte seinem Freispruch jedoch unter Verletzung der Grundregeln der Urteilsbegründung die Bemerkung hinzu, daß er trotz ihrer Unbeweisbarkeit die Verdächtigungen der Staatsanwaltschaft für berechtigt halte.

Diese lauteten, die Angeklagten (sozialrandständige, in der Mehrzahl debile, physisch und psychisch kranke, alkoholabhängige Verkörperungen menschlichen Elends) hätten sich über Monate hinweg, und ohne daß dieses ruchbar wurde, in einer winzigen, an belebter Stelle im Ortsteil Burbach gelegenen Gaststätte zunächst an dem kleinen Sohn einer der Angeklagten – in der Presse Kevin, im Buch Andi genannt – vergangen. Später, als dieser wegen Verwahrlosung vom Jugendamt an Pflegeeltern übergeben worden war, sei sein in der Nachbarschaft wohnender Spielkamerad Pascal Zimmer am gleichen Ort regelmäßig sexuell mißbraucht und am späten Nachmittag des 30. September 2001, einem Kirmessonntag, an dem zahlreiche Passanten sich in der Nähe der »Tosa-Klausen« aufhielten, fünfmal hintereinander brutal vergewaltigt und dabei oder danach unter der tätigen Mithilfe der Mutter Kevins/Andis ermordet worden. Seine Leiche habe man unbemerkt von Zeugen und ohne Spuren zu hinterlassen beseitigt. Die Untat sollte laut Anklage gefilmt und fotografiert worden sein von der Rädelsführerin der angeblichen Kinderschänderbande, der Wirtin der »Tosa-Klausen«, der vorgeworfen wurde, den Kindesmißbrauch organisiert und

gewerbsmäßig betrieben zu haben. In der mit viel Pathos verlesenen Anklage wurden alle Details des angeblichen Tathergangs ausbreitet.

Pattars Darstellung wurde trotz ihrer Unwahrscheinlichkeit von der durch das spurlose Verschwinden Pascals drei Jahre vor Prozeßbeginn und die Vergeblichkeit jeder Nachsuche bereits erregten Öffentlichkeit mehrheitlich für bare Münze genommen, was – unkritisch – in Dieter Gräbners vier Jahre nach dem Prozeß gegebener Beschreibung der öffentlichen Reaktionen noch nachhallt. Sogar einige Verteidiger glaubten, was Pattar da vortrug. Und die Medien ließen sich zwar nicht zur expliziten Vorverurteilung hinreißen. Sie berichteten jedoch entweder emotionalisierend oder rein »objektiv« wiedergebend, was die Angeklagten getan haben sollten. Das genügte, damit das Publikum vor Entsetzen leichtgläubig wurde, selbst dann, wenn brav der Konjunktiv gebraucht und von den Zweifeln der Verteidiger berichtet wurde. Anscheinend gilt: Je sensationeller der Vorwurf, desto eher wird er geglaubt. Da die einem Milieu der Misere angehörenden Angeklagten und die sie angeblich dominierende Kneipenwirtin in Worten charakterisiert wurden, aus denen Abscheu zumindest herauszuhören war, wurde diesen jede Rohheit, merkwürdigerweise aber auch ausgesprochen durchtriebenes Vorgehen zugetraut.

Dabei konnte Pattar keine materiellen Beweise vorlegen. Die Leiche des angeblich getöteten Jungen war nicht gefunden worden, ebenso die angeblich aufgenommenen Fotos und Filme, es gab keinerlei auf Vergewaltigung und Mord hindeutende Spuren, nicht in der »Tosa-Klausen«, nicht in den Wohnungen der Beschuldigten, nicht in dem Auto, in dem

Gisela Friedrichsen, *Im Zweifel gegen die Angeklagten. Der Fall Pascal – Geschichte eines Skandals*, München: Deutsche Verlags-Anstalt 2008, 238 S.

Dieter Gräbner, *Pascal. Anatomie eines ungeklärten Falles*, Merzig: Gollenstein 2008, 279 S.

die Leiche abtransportiert worden sein sollte. Daß Pascal sich zur angeblichen Tatzeit in der Gaststätte oder ihrer Nähe aufgehalten hatte, war ebenfalls unklar, und es war auch nicht zu vermitteln, warum er zu dem Ort früheren Mißbrauchs – von dem Eltern und Geschwister keinerlei Anzeichen wahrgenommen hatten – zurückgekehrt sein sollte.

Dennoch wollten selbst professionelle Beobachter Pattars Tatversion zumindest für nicht ausgeschlossen halten. Denn immerhin fundierte diese auf der Aussage der Pflegemutter, Kevin/Andi habe nach einer Zeit des Schweigens sich ihr offenbart und von seiner Vergewaltigung berichtet, des weiteren auf dem bereits rechtskräftigen Urteil gegen einen Stammgast der »Tosa-Klaus«, der gestanden haben sollte, sich an Kevin und Pascal – an diesem zuletzt wenige Stunden vor seiner Ermordung – vergangen zu haben, und schließlich – als stärkster Trumpf der Staatsanwaltschaft – auf die Geständnisse von fünf der dreizehn Angeklagten, die sich und die übrigen im Sinne der Anklage beschuldigten. Es waren vor allem diese Geständnisse, die die Beobachter an den auf der Hand liegenden Zweifeln an Pattars Theorie zweifeln ließen.

Dabei hätten zumindest die professionellen unter ihnen vorgewarnt sein müssen. Denn nur vier Monate vor Beginn der Saarbrücker Verhandlung war – selbst Friedrichsen erwähnt dies nicht – im nordfranzösischen St. Omer ein aufsehenerregender, etliche Ähnlichkeiten mit dem Saarbrücker Fall aufweisender Prozeß geplatzt. In der Nähe dieser Stadt, in Outreau, war ebenfalls ein Kind spurlos verschwunden, und eine von dreizehn der Kinderschändung Angeklagten hatte sich selbst, ihren Lebensgefährten und zwei weitere Mittäter zu Recht und neun weitere Personen zu Unrecht beschuldigt, regelmäßig Kinder mißbraucht zu haben. Auch dort waren diese Beschuldigungen von Kindern bestätigt worden. Aber dann gab die Kronzeugin zu, gelogen zu haben, und die zu Unrecht Belasteten wurden nach drei Jahren Untersuchungshaft in die Freiheit einer zerstörten bürgerlichen Existenz entlassen.

Auch in Deutschland hatte es Kinderschänderprozesse gegeben, an deren Ende Freisprüche standen, die der Verurteilung der Anklagevertreter und ihrer Zeuginnen gleichkamen – leider nur gleichkamen. 1995 wurde in Münster ein Montessori-Kindergärtner freigesprochen, nachdem ihn die grotesk-sadisti-

schen Phantasien, die Mütter ihren Kindern einsugeriert hatten, für 26 Monate in Untersuchungshaft gebracht hatten. In Mainz standen zwischen 1993 und 1997 zwei Wormser Familien vor Gericht, nachdem eine Mitarbeiterin der Kinderschutzorganisation »Wildwasser« ihnen die unglaublichsten Untaten angedichtet und ihre Kinder glauben gemacht hatte, diese erlitten zu haben. Im ersten der drei Mainzer Prozesse hatte der Richter, ähnlich wie es später sein Saarbrücker Kollege tun sollte, den fälligen Freispruch mit unbeweisbaren Verdächtigungen verziert. Sein Motiv war, anders als das Chudobas, klar: Er wollte zum Oberbürgermeister gewählt werden, was ihm auch glückte.

Gründe, den Saarbrücker Geständnissen zu mißtrauen, hätte aber auch gehabt, wer keine Kenntnis von den spektakulär gescheiterten Anklagen der Vergangenheit hatte. Denn wenige Wochen nach Pascals Verschwinden hatte die Polizei schon einmal von einem sensationellen Geständnis berichtet. Eine seiner Halbschwwestern hatte zugegeben, Pascal erschlagen und in die Saar geworfen zu haben. Sehr schnell stellte sich heraus, daß dieses Geständnis sich massivem Vernehmungsdruck verdankte – und pur erfunden war. Offensichtlich hatte die Polizei den Druck, der der Vergeblichkeit ihrer Suche nach dem Jungen wegen auf ihr lastete, an die Schwester weitergegeben. Wodurch die Polizei sich dem Verdacht hätte aussetzen müssen, ähnliches im Falle der im späteren Mordprozeß vorgelegten Geständnisse getan zu haben. Zu solcher Skepsis wollten sich in der allgemeinen Erregung allerdings die wenigsten verstehen.

Im Laufe des Prozesses erwies sich alles, was die Anklage vorzuweisen hatte, als wertlos. Die Hauptbelastungszeugin hatte, wie Friedrichsen nachweist, mit Mitteln der Gehirnwäsche geradezu ihr Pflegekind bis zu seiner Psychiatisierung verwirrt und ihm perverse Phantasien eingegeben. Dies wird mit Zitaten aus den Aussagen vor Gericht, den Protokollen, die die Pflegemutter von den Gesprächen mit Kevin/Andi anfertigte, und den dabei entstandenen Tonbandaufnahmen belegt. Wodurch allerdings recht einseitig die Pflegemutter an den Pranger gestellt wird, denn noch härtere Kritik als diese hätten ihrer größeren Verantwortung wegen verdient, die die Pflegemutter in ihrem Tun samt und sonders bestärkt hatten: Polizei, Staatsanwaltschaft,

Jugendamt, Beratungsstellen, die Anwältin, die Kevin/Andi als Nebenkläger vertrat.

Das als Beweis für das schändliche Treiben in der »Tosa-Klausur« angeführte Urteil gegen einen der Stammgäste erwies sich während des Pascal-Prozesses als glattes Fehlurteil. Es beruhte auf einem Geständnis, das einem vollkommen verwirrten Beschuldigten auf die Zunge gelegt worden war, wie ein Vergleich des dem Gericht vorgelegten, den Wortlaut verfälschenden schriftlichen Protokolls mit dem von der Vernehmung aufgenommenen Video ergab. Der Beschuldigte war einzig dank dieses gefälschten Geständnisses im Schnellverfahren zu sieben Jahren Freiheitsentzug und anschließender Sicherungsverwahrung verurteilt worden – dank Staatsanwalt Pattar und der Vertreterin der Nebenklage, von der Dieter Gräbner zu schwärmen weiß: »Die Saarbrücker Rechtsanwältin Claudia Willger-Lambert vertritt in diesem und auch im noch folgenden Mammutverfahren die Interessen des kleinen Kevin. Sie ist eine couragierte Frau, politisch ambitioniert, Mitglied bei den Grünen seit 1980. Sie ist Vorsitzende der Grünen im Saarbrücker Stadtrat und Abgeordnete im saarländischen Landtag, verheiratet, Mutter von zwei Kindern. In mehreren Strafverfahren hat sie als Opferanwältin Kinder, Jugendliche und auch Frauen vertreten, die Opfer sexueller Gewalt wurden. Im Oktober 2003 steht sie dem Mann gegenüber, der gestanden hat, den kleinen Jungen, Kevin, den sie hier vertritt, vergewaltigt zu haben: ›Ich kenne das Kind, das überlebt hat‹, sagt sie und fixiert Peter Sch.: ›Ich kenne seine Todesangst...‹«

Ob Frau Willger-Lambert als Wiedergutmachung ein Wiederaufnahmeverfahren zugunsten des auch dank ihres Engagements unschuldig Einsitzenden betreiben wird? Man darf gespannt sein.

Die Geständnisse der im Pascal-Prozeß Angeklagten erwiesen sich sämtlich als unhaltbar. Nicht nur, weil sie in vielen Details widersprüchlich waren und mal widerrufen, mal erneuert und nochmals widerrufen wurden, sondern vor allem, weil sie durch scharfen Verhördruck und Drohungen und Versprechungen den intellektuell hilflosen Verdächtigten abgenötigt worden waren. (Zum Thema der – vor den Gerichten gar nicht so seltenen – falschen Geständnisse findet sich bei Friedrichsen ein informatives Nachwort zum Stand der rechtspsychologischen Forschung.)

Richter Chudoba hatte während des Prozesses, so Friedrichsen, deutlich zu erkennen gegeben, daß er die Anklage für unbegründet hielt. Umso überraschender sein Urteil. Dies konnte natürlich nur auf Freispruch lauten, denn den Angeklagten waren die ihnen vorgeworfenen Taten nicht nachzuweisen. Aber dann fügte Chudoba die Bemerkung an, daß er die soeben Freigesprochenen weiter verdächtige, die Tat so begangen zu haben, wie sie Pattar geschildert habe. Warum er dies getan hat, darüber ergeht sich Friedrichsen in Spekulationen. Ich wollte Herrn Chudoba befragen, und die Pressestelle des Landgerichts hat meine Bitte um ein Gespräch an den mittlerweile pensionierten weitergeleitet. Bis zum Redaktionsschluß habe ich noch keine Antwort erhalten.

Sollte Chudoba versucht haben, öffentlicher Urteilsschelte vorzubeugen, so ist ihm dies nicht gelungen. Heiko Maas, Oppositionsführer im saarländischen Landtag, ließ eine schriftliche Erklärung verbreiten: »Ich finde die Freisprüche im Pascal-Prozess zum Kotzen. Es ist unfassbar, dass es in einem der aufwendigsten Prozesse der deutschen Justizgeschichte nicht gelungen ist, den Tatvorwurf des Mordes und des Missbrauchs an einem kleinen Kind zu beweisen. Heute haben viele den Glauben an den Rechtsstaat verloren.« Der ein so bemerkenswertes Verständnis von der Aufgabe eines Strafprozesses an den Tag legte, ist ein doppelt staatsgeprüfter Jurist. Überflüssig zu betonen, daß nicht ein einziger Landtagsabgeordneter die Innenministerin der rechtswidrigen Verhörpraktiken der Polizei wegen zum Rücktritt aufgefordert hat. Daß Friedrichsens Buch von der saarländischen Öffentlichkeit kaum beachtet wurde, sagt einiges über die politische Kultur dieses Landes: Die hat die Kunst des Ignorierens zu wahrer Blüte gebracht.

Habe ich Friedrichsens Darstellung, auf denen meine Überlegungen beruhen, zu Recht Vertrauen geschenkt? Sie basiert, und das ist eine ihrer Stärken, mehr als auf der bloßen Prozeßbeobachtung auf der präzisen Analyse der Verhörprotokolle und der Aufzeichnungen der Hauptbelastungszeugen und der Sachverständigengutachten. Jede These ist durch Zitate aus dem Wortlaut der Verhandlungen belegt, die Schlußfolgerungen sind logisch und widerspruchsfrei. Der Vergleich mit Gräbners Darstellung und das Gespräch mit einem weiteren journalistischen Prozeßbeob-

achter ergibt, daß sie nichts in verfälschender Absicht weggelassen oder hinzugefügt hat. In ihre Charakterisierung der Tosa-Wirtin ist allzu viel Sympathie eingeflossen, aber darauf läßt sich kein Einwand gegen ihre Bewertung des Verfahrens aufbauen. Selbst wer dem braven Bürger – verheiratet, zwei Kinder – als ein gräßliches Scheusal erscheint, und auch wer sich noch so dubios verhalten haben mag in seiner Lebensführung, darf nicht verurteilt werden wegen Taten, die ihm nicht nachzuweisen sind. Eine Aversion gegen die Pflegemutter Kevins ist bei Friedrichsen deutlich spürbar. Aber diese entspringt nicht einem Vorurteil, sondern ehrlichem Erschrecken über deren – dokumentiertes und klar analysiertes – Tun und Sprechen: eine subjektive Note, die der Reportage durchaus gestattet ist.

Man soll beide Seiten hören. Oder es zumindest versuchen. Die Ministerien für Inneres und für Justiz wollten sich auf meine Anfrage zu der harschen Kritik Friedrichsens nicht äußern, Gesprächspartner wurden nicht vermittelt.

Negative Rezensionen waren nicht zu finden. Wohl aber Pamphlete aus der Feder Alice Schwarzers, die dank ihrer wutschnaubenden Ungerechtigkeit Friedrichsens Position ungewollt stützen. Schwarzer gelang kein wirklicher Einwand gegen Friedrichsens Argumentation, und so pickte sie sich aus den Informationen zum Prozeß heraus, was ihr paßte, um zu unterstellen, Richter Chudoba habe freigesprochen aus Angst, im *Spiegel* verrissen zu werden. In einem zweiten Artikel der gleichen Ausgabe der *Emma* (2/2009) folgt alsdann eine infame Schmähung der Person Friedrichsen, die seit Jahrzehnten die »verständnisvolle Frau« gebe, immer auf der Seite der Täter stehe und diesen durch Beeinflussung der Gerichte zu milden Strafen ver helfe. Mit diesen Anwürfen setzt die *Emma* eine Tradition der Verbohrtheit fort. Schon in Heft 6/1997 hatte sie eine vom gesunden Volksempfinden geschüttelte Polemik gebracht gegen eine – natürlich mit Friedrichsen verschworene – »Clique von Sachverständigen, die überraschende Freisprüche in Mißbrauchsverfahren bewirken«. Zu diesen überraschenden – soll heißen: unberechtigten – Freisprüchen werden auch die von Münster und Mainz gezählt, deren Ausgang also nicht den geringsten Selbstzweifel bei der Autorin ausgelöst hat. Daß Friedrichsen kein Herz für die Opfer habe, wird ihr immerzu vorgeworfen. Ob zu Falschaussagen

veranlaßten Kindern geschadet worden sein könnte, ist eine Frage, die auf den Seiten der *Emma* wohl nicht diskutiert werden darf.

Und dann gibt es da noch eine zweite Darstellung des Saarbrücker Prozesses, die bereits erwähnte eines früheren Lokalredakteurs der *Saarbrücker Zeitung*, Dieter Gräbner. Der ist selbst im Nachhinein nicht schlauer geworden. Anstatt aus zeitlichem Abstand und mit kühlem Verstand den Prozeß und die Wahrnehmungen der Beteiligten und der Beobachter zu analysieren, garniert er seinen materialreichen Bericht mit in atemlosem Präsens gehaltenen lebendigen Schilderungen der Emotionen insbesondere derer, die die Vorwürfe des Staatsanwaltes ernstnahmen, und zudem mit einem schon perversen Lokalstolz: Saarbrücken stand im Mittelpunkt des Medieninteresses! Wenn dem so war, dann mußte doch was dran sein an dem ungeheuerlichen Verdacht gegen die »Tosa-Gemeinschaft«? Gräbner läßt auch Rechtsanwalt Teusch, der die Verteidigung anführte und die Anklage nach den Regeln der Kunst zerlegte, zu Wort kommen, und andere Zweifler auch. Auch daß die Ermittlungsarbeit der Polizei frühzeitig kritisiert wurde, verschweigt er nicht. Aber im Endergebnis schließt er sich gerade dadurch, daß er einen eigenen Standpunkt zu vermeiden sucht, doch der in den Freispruch eingebauten Verurteilung an, ja verstärkt diese, indem er sturzbetroffen zwischen den (Pflege-)Eltern der angeblichen Opfer, den psychisch schwer belasteten Prozeßbeobachtern – unter ihnen um die eigenen Kinder zitternde Familienväter! – und den Burbacher Angeklagten hin- und hertaumelt, nicht ohne sich selbst dafür zu bemitleiden, daß er in solchen Abgrund blicken mußte. Kritische Einwände gegen Friedrichsens Darstellung lassen sich aus Gräbners Buch jedenfalls nicht herausdestillieren.

Daß die Vorwürfe gegen die Angeklagten Phantasieprodukte waren, kann nach kritischer Prüfung des Friedrichsenschen Buches als sicher angenommen werden. Wie aber kam es, daß Polizei und Staatsanwaltschaft solches ausbrüteten und sogar einen Teil der Angeklagten und einige Verteidiger daran glauben machten? Daß sie von der Öffentlichkeit ernstgenommen und im voröffentlichen Raum noch mit Gerüchten über die Verwicklung »höchster Kreise« ausgeschmückt wurde?

Leichtgläubig gemacht wurden sicherlich viele durch ein Ressentiment, das sich unter

den Mittelschichten, auch den gebildeten, in Zeiten anhaltender Massenarbeitslosigkeit und vermehrter Armut hier und steigenden Wohlstands da ausgebildet hat (und im Verlaufe der Weltwirtschaftskrise wahrscheinlich extreme Formen annehmen wird): durch den Sozialchauvinismus, wie Soziologen dieses Phänomen benennen. Gemeint sind die Verachtung und der Haß, die sich selbst als Leistungsträger Verstehende insbesondere denen entgegenbringen, die staatlicher Unterstützung bedürfen. Dieses Ressentiment hat wohl viele dazu verführt, den Burbacher Angeklagten jede Rohheit zuzutrauen – und ihren von Arbeitslosigkeit und Armut geplagten Stadtteil sich zudem noch als einen einzigen Abgrund von Verkommenheit auszumalen.

Besonders wirkmächtig dürfte aber auch eine kollektive Hysterie sein, die zu Anfang der 1990er von den USA aus (en passant: Senator Obama hat im Wahlkampf gefordert, Kindesmißbrauch unter die Todesstrafe zu stellen) auf Europa übergesprungen ist: eine an Hexenwahn gemahnende Ausbreitung universellen Verdachts und eines Klimas der Denunziation. Über den Ursprung dieser Hysterie können hier nur Mutmaßungen angestellt werden. Daß auch die emotionalen Beziehungen zwischen Kindern und Erwachsenen in der Sexualität fundiert sind, ist – Freud hin, Freud her – noch immer ein Thema, das nicht angesprochen werden darf und also in die geheimsten Gedanken eingesperrt werden muß. Dies macht anfällig für Projektionen und kollektive Hysterie, zumal diese ein fundamentum in re hat: Sexueller Kindesmißbrauch kommt häufiger vor und ist weiter verbreitet, als der im Reich der Perversionen wenig Bewanderte sich vorstellen kann. Es liegt ein sehr ernsthaftes Problem vor, das allerdings sehr schwierig aufzuklären ist, weil Kindesmißbrauch am häufigsten im Binnenraum von Familien und Nachbarschaften stattfindet, von wo aus der Blick weggespiegelt wird auf im öffentlichen Raum überfallartig begangene Vergewaltigungen und Morde durch Täter, die den Opfern unbekannt sind. Diese Verbrechen kommen im Vergleich mit den innerfamiliären selten vor; erst recht ist der organisierte Mißbrauch durch Kinderschänder^{ringe} meines Wissens in Europa und Nordamerika niemals nachgewiesen worden. Da aber die außerhäuslichen Verbrechen am ehesten aufgedeckt und als meist besonders grausame stets groß herausgestellt

werden – alltägliches Geschehen hinter verschlossenen Türen gibt keine Nachrichten her – entsteht der Eindruck, zu nachlässig beaufsichtigte Kinder – wie Pascal Zimmer – seien insbesondere von ihnen auflauernden oder sie anlockenden Sittenstrolchen bedroht. Die Bereitschaft, dies zu glauben, kommt womöglich auch daher, daß unaufgeklärte eigene Versuchungen, mehr wohl aber noch hysterische Selbstverdächtigungen oder die Angst, in Verdacht zu geraten, abgespalten und in das Bild des Kindern auflauernden Unholds eingeschlossen werden oder in das der außerhalb von Gesellschaft und Moral stehenden, im Geheimen wirkenden, eigene Kinder – wie Kevin/Andi – mißbrauchenden und prostituierenden Verschwörer – wie die der Saarbrücker »Tosa-Gemeinschaft«.

Dies sind, wie gesagt, Mutmaßungen. Gewiß ist aber eine Lehre aus den Fällen von Münster, Worms, Outreau und Saarbrücken: Die Diskussion über sexuellen Kindesmißbrauch und überhaupt über die Beziehungen zwischen Erwachsenen und Kindern muß nüchtern und unter Vermeidung der die Aufklärung des zentralen Problems behindernden Erregung geführt werden. Wer diesen Appell als herzlos gegenüber den Opfern qualifizieren oder gar mit Verdacht belegen will, möchte an die denken, denen von mit viel Herz und wenig Hirn ausgestatteten KinderschützerInnen für ihr Leben geschadet wurde – oder auch nur an alle die Eltern und Erzieher, die sich nicht mehr trauen, mit ihren Kindern oder Schützlingen einen liebe- und vertrauensvollen Umgang zu pflegen.

P.S. Das Hamburger Landgericht hat auf Antrag der Pflegemutter dem Verlag die Auslieferung des Friedrichsenschen Buches verboten mit der Begründung, die Zitate aus den Aussagen Kevins/Andis verletzen dessen Persönlichkeitsrechte. Der Verlag hat dagegen Widerspruch eingelegt. Er macht geltend, daß die beanstandeten Zitate sämtlich in öffentlicher Verhandlung vorgetragen wurden. Die Bundesvereinigung der Fachanwälte für Strafrecht erklärte dazu, daß durch die Entscheidung der Grundsatz der Öffentlichkeit unzulässig eingeschränkt werde. Trotz des – anscheinend nur den Verlag treffenden – Verbots war das Buch bis Ende Mai jedenfalls noch im Handel erhältlich.



1989 gegründet, feiert die Hochschule der Bildenden Künste in diesem Jahr ihr zwanzigjähriges Jubiläum. Doch die Wurzeln der Kunsthochschule reichen 85 Jahre zurück. Am 1. April 1924 wurde in Saarbrücken die Staatliche Kunst- und Kunstgewerbeschule des Saargebietes gegründet. Die Geschichte dieser Schule des Sehens wurde nicht zuletzt auch durch die wechselvolle Grenzgeschichte des Saarlandes geprägt. 1936 wurde sie von dem damaligen Gauleiter Josef Bürckel, der im Land an der Saar das Sagen hatte, geschlossen. Die Neugründung als Schule für Kunst und Handwerk 1946 geschah in der Absicht, die Tradition der ursprünglichen Schule fortzusetzen, aber auch neue Wege einzuschlagen. Aus Anlaß des zwanzigjährigen Jubiläums der heutigen HBKsaar, die aus dem Fachbereich Design der Fachhochschule des Saarlandes (1971) hervorgegangen ist, der wiederum auf die Werkkunstschule (Gründung 1958) und die Schule für Kunst und Handwerk zurückgeht, haben die *Saarbrücker Hefte* die HBK zum Schwerpunktthema gemacht. Der Maler und Kunstprofessor Till Neu und die Autorin Sabine Graf nähern sich der Hochschule auf unterschiedliche Weise. – Zwei Zeitzeugen aus der Phase der Neugründung 1946 sollen zunächst in Zitaten zu Wort kommen.

Hermann Henry Gowa (1946 Gründungsdirektor der Schule für Kunst und Handwerk in einem Interview 1986 für den SR-Fernsehfilm »Schule des Sehens« von Georg Bense):

... Zunächst muß man sich über die damalige Situation klar werden, in der die Schule aufgebaut werden sollte. Saarbrücken war ja nahezu vollständig zerstört. Man kann sich das heute ja gar nicht mehr vorstellen, was das bedeutete. Dann die große Not materieller Art, vor allem der Hunger. Aus dieser Situation heraus stellte sich natürlich nicht die Frage, machen wir mehr Bauhaus oder ästhetisieren wir in eine andere Richtung. Wir überlegten vielmehr, wie können wir uns produktiv, aktiv am Aufbau, an der Regeneration des Landes beteiligen. Die Zukunft der jungen Leute lag uns am Herzen. Eine unserer ersten Sorgen galt der Ruine, die uns zugewiesen worden war, um die Schule aufzubauen und die wir einigermaßen herrichten mußten. Wir brauchten vor allem Stühle und Tische, um überhaupt arbeiten zu können. Führt man sich diese Probleme vor Augen, so war die Situation eine vollkommen andere als die eines Bauhauses. Daß wir dann, im Lauf der Entwicklung, die positiven Aspekte eines Bauhauses übernommen haben, Stichwort Grundlehre, war klar ...

... Als Lehrer holte ich mir damals Theo Siegle, der in Saarbrücken lebte, für Bildhauerei. Dann Boris Kleint, der nicht in Saarbrücken lebte, ich glaube er war noch in Luxemburg. Der Maler Karl Kunz kam aus Augsburg und es gelang mir, das war eine besondere Gunst der Stunde, Frans Masarell zu verpflichten. Was die Bildende Kunst, was die Malerei anging, wollte ich Gegenpole schaffen. Ich wollte nicht in einem Sinn arbeiten. Ich wollte Figuratives mit Abstraktem konfigurieren. Für den Bereich der Werkstätten holte ich mir einen Schreinermeister, und damit die Studenten auch wenigstens ein bißchen Französisch lernten, engagierte ich eine Französischlehrerin. So kam langsam ein Kollegium zusammen, das eine hervorragende Leistung erbracht hat ...

Prof. Dr. Josef Adolf Schmoll gen. Eisenwerth (Zitat aus der Festrede anlässlich der 40jährigen Wiederkehr der Einrichtung der Staatlichen Schule für Kunst und Handwerk 1946, beim Festakt in Saarbrücken am 17. Dezember 1986):

Als die damalige Regierung des Saarlandes 1946 die Staatliche Schule für Kunst und Handwerk gründete, dachte sie an ein Institut, das erstens parallel zur Musikhochschule

le der Pflege der Künste und vor allem der Förderung des künstlerischen Nachwuchses dienen, zweitens aber auch seinem Charakter nach fortschrittlich sein sollte, was immer dies auch bedeuten mochte. Denn das hieß in jenen Jahren unmittelbar nach dem Zusammenbruch der Hitler-Diktatur mit ihrem Verdikt gegen alle Strömungen der Moderne, die sie, wie Sie wissen, als »entartet« diffamierte, eine Kunst- und Werkkunstschule zu errichten, die die Lehren des von den Nazis dreimal verfolgten und geschlossenen Bauhauses (erst in Weimar, dann in Dessau, schließlich nach kurzfristiger Dauer in Berlin) wieder aufgreifen sollte ...

... Merkwürdigerweise hat man in Saarbrücken kaum jemals etwas gegen die Musikhochschule einzuwenden gehabt. Ich weiß nicht, ob es dort immer so sehr viel moralischer zugeht,

aber die Kunstschule betrachtete der Bürger nun einmal immer mit Mißtrauen. Bei Musik – der Bildhauer Theo Siegle sagte das immer – da legen alle den Kopf schief und fühlen sich harmonisiert, auch wenn sie nichts davon verstehen! Bei Musik kann man schließlich weghören oder man versteht zu wenig von der Materie und gibt es auch zu. Bei Malerei, bei bildender Kunst, da glaubt jeder ein Urteil abgeben zu können, solange er nicht total blind ist! Jedenfalls war das politische Klima der Saarbrücker Kunstschule nach 1955 äußerst ungünstig. Ein Feuilletonbeitrag, den ich in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* unter dem absichtlich euphorischen Titel *Die Gefahr provinzieller Enge wird erkannt* am 6. Dezember 1955 veröffentlichte, wurde nicht beherzigt ...

Franz Masereel (links) und Dr. Boris Kleint mit Schülern im Garten der Schule für Kunst und Handwerk 1946. Im Hintergrund die zerstörten Häuser der Trierer Straße



aller et retour

Vor langer Zeit: Grundlehre

Augen-Blicke: HBK-Rundgang 2009

Von Till Neu

Auf dem Wohnzimmertisch lagen monochrom bemalte, farbige Kartons, die meine ältere Schwester zuschnitt, um sie in ein quadratisches Feld mit unregelmäßigen Vierecken einzukleben. Ich verfolgte ihre Arbeit neugierig, saß auf der Bank nebenan und fertigte mit dreizehn Jahren aus dem Verschnitt jener farbigen Flächen meine erste kleine, unvollendete Farbkomposition.

Aus Biographien großer Meister kennen wir eindrucksvollere Legenden, die ein Licht auf ihre zweifellos ungewöhnliche Begabung werfen. Ein Mönch entdeckt das Talent eines Jungen, als dieser einen Esel auf eine Wand zeichnet (Goya); ein späteres Genie wurde von einer Amme gestillt, die Tochter eines Steinmetzen war, so daß Michelangelo sagen konnte: »Die Liebe zu Hammer und Meißel [...] habe ich schon mit der Ammenmilch eingesogen.«¹

So simpel mein farbiges Puzzle war, zu meiner Überraschung empfand ich beim Klang der Farbfelder ein Wohlbehagen, das ich nie vergessen konnte. Ich wußte damals nicht,

daß in jener Grundlagenübung eine Anforderung steckte, die eine einheitliche oder sogar harmonische Empfindung bewirken konnte: alle ausgewählten Farben sollten möglichst helligkeitsgleich sein. Auf spielerische Weise konfrontierte mich das Kunststudium meiner Schwester an der damaligen Schule für Kunst und Handwerk in Saarbrücken mit der Grundlehre Oskar Holwecks, die ich unbedingt kennenlernen wollte.²

Erziehen zum Sehen?

Holwecks Paradigma

Während mein Lateinlehrer am Ludwigsgymnasium im letzten Schuljahr eines meiner »Bilder« von der Wand des Klassenzimmers zu entfernen bat, da er die groteske, klischeeverdächtige Mischung aus melancholischem Buffet und kubistischem Picasso als mißlungen ablehnte, erhoffte ich mir an der Kunstschule Unterstützung für meine nicht nur eingebil-dete Freude an moderner Malerei. Holwecks Auftritte waren faszinierend. Überraschend in einem weißen Kittel, ohne den Hauch eines Zweifels, sprach er Tag für Tag begeistert von seinem Grundlehre-Konzept mit Worten, die mich erstaunten: Ohne Erkennen sei das menschliche Tun unbeherrscht! Sehen muß anerzogen werden! Das Untersuchen vom tatsächlichen Vorhandensein sichtbarer Phänomene sei zwingend. Grundlehre sei eine Lehre von Bildelementen und ihrer systematischen Ordnung.³ Wenn er die einzelnen Übungen präzise erläuterte, waren wir sicher, daß zwangsläufig jedes Mißverständnis und die kleinste Abweichung wie bei Rechenaufgaben zu Fehlern führen würde. An dem Wasserbeken des Innenhofs diskutierten wir in den Pausen aufgeregt, um uns von der geistigen und emotionalen Belastung zu erholen. Statt durch Unkenntnis in Angst und Zweifel befangen zu bleiben, hieß es, sollten wir durch Übungen in der Grundlehre Sicherheit und Gewißheit er-

Inge Neu, Farbfelder (1957)



langen. Als die Grundlehre Oskar Holwecks 1967 mit der Ausstellung *Sehen* im Kunstgewerbemuseum in Zürich gastierte, schrieb der Leiter des Museums, Mark Buchmann, ein kurzes Vorwort, in dem er sich an die erste Begegnung mit jener Lehre erinnert: »Ich vergesse nicht mehr, wie sie mich gleichzeitig fasziniert und schockiert hat.«⁴ Der Experte aus Zürich sprach von einem Bekenntnis zur Grammatik, von geradlinigen Lehrwegen wie Drainagekanälen ...



Till Neu, Oberprima 1962

doch »von irgendwoher nach irgendwohin«⁵ kommen soll? Warum mußte den einzelnen Phänomenen so etwas wie ein Ding an sich vorangestellt werden?

Eines Tages verlor ich meine Fassung. Nach einer Reihe von Helligkeitsstudien schickte Holweck die Studierenden auf die Terrasse des Schloßgartens. Wir sollten dort zeichnen, was wir sehen. Oder so ähnlich. Wir kehrten zurück und mußten unsere Zeichnungen an einer großen Wand neben-, über- und un-

tereinander aufhängen. Jeder hatte auf seine Weise reagiert, der eine sah das Theaterdach, ein anderer hatte sich für Bäume interessiert, ein dritter für das Finanzamt. Holweck überprüfte die Ergebnisse mit verschlossener Miene und sagte: »Sie haben nichts, aber auch gar nichts begriffen.«

Als er uns auf das ungelöste Problem hinwies, wurde ich sehr wütend, riß mein Blatt von der Wand, zerknüllte es und warf es auf den Boden. Ich protestierte, er hätte uns eine Falle gestellt, indem er uns verschwiegen hätte, um was es eigentlich ginge.⁶ Holweck wollte Helligkeitsstudien sehen, Zeichnungen, auf denen unser »neues Sehen« die Wirklichkeit mit Hilfe der Bildelemente entsprechend dechiffriert hätte. Dagegen war nichts einzuwenden, daß man, vereinfacht gesagt, Realität durch die Augen der Kunst wahrnimmt. So wie Monet seinen Schülern den Rat gab, bei Stilleben nicht an die aufgebauten Früchte zu denken, sondern sich nur auf Farbflecke zu konzentrieren. Da wir aber zu unserer Aufgabe gezielt nicht instruiert wurden, erschien mir dies wie ein Versuch, uns zu domestizieren. Holweck hatte den Irrweg der Noch-Nichtwissenden miteinkalkuliert und konnte die folgende, fundamentale Kritik umso mächtiger vortragen. Er murmelte zu mir so etwas wie: »Dann gehen Sie doch an die Akademie«, was ich überhaupt nicht verstand, aber vielleicht als Beschimpfung eines unreflektierten

Naive und kritische Fragen

In einem Heft mit den Aufgaben des Grundlagenstudiums notierte ich Fragen und kleine Kommentare. Kein Zweifel, die Aufgaben wurden definiert, die zu untersuchenden Phänomene waren evident. Aber in der Diktion Holwecks spürte ich einen Willen, etwas bis zur Ausschließlichkeit zu behaupten. Weshalb steht der Punkt am Anfang als Urgebilde, aus dem alles Sichtbare entsteht? Und dieses Sichtbare, ist es die Welt des Auges oder die Welt zwischen Mikroskop und Fernrohr? Oder zählen auch Samenkorn, Ei, Atome und galaktische Nebel dazu? Bei Boris Kleint beginnt die »Bildlehre« mit einem Schimmer, einer Genesis des Lichts, bei Paul Klee steht am Anfang des bildnerischen Denkens ein chaotisches Urknäuel. Und wozu dieser Anflug von Kosmogogenese?

Holweck formulierte noch apodiktischer als Kleint, dem er eine Fülle exakter Beobachtungen und die Annahme konstanter Bildelemente verdankte. Doch bei Aussagen Kleints wie »Elemente sind eher geheimnisvoll als nüchtern«, hätte Holweck die Möglichkeit von »Irrwegen« befürchtet! Ich diskutierte mit mir selbst über Definitionen Holwecks: »Fläche ist unendlich begrenzte zweidimensionale Ausdehnung.« Wie kann etwas unendlich und zugleich begrenzt sein? Wieso muß eine Linie aus dem Punkt abgeleitet werden, wenn sie



Oskar Holweck bei der Durchsicht von Studienarbeiten um 1966

Naturstudiums gedacht war. Meinen Wutausbruch hat er mir nie nachgetragen. Am Ende des Studienjahres, als wir unsere Arbeiten präsentierten, fügte ich mein Arbeitsheft mit kritischen Aufzeichnungen hinzu. Holweck gab es mir kommentarlos zurück.

Die Gefahr einer akademischen Festschreibung der Grundlehre bestand nicht einfach in dem Modell einer sich selbst genügenden Syntax. Für eine kreative Atmosphäre war die reglementierte, unbedingte Ausarbeitung belastend, da sie individuelle Einfälle weitgehend verbot. Folgeschwerer war, daß die nach innen kohärente Logik in kein allgemeineres, komplexes Sprachmodell integriert war, und somit nicht in verschiedenen Dimensionen kommuniziert werden konnte.⁷ Mit anderen Worten: Die Dominanz gegenstandsloser Arbeitsergebnisse (Syntax) ließ keine Fragen nach Semantik, nach der Welt der Bedeutungen zu. Methodik und Rationalität der erforschten Phänomene breiteten sich aus, während Gegenwelten wie die Kunst des Informel oder Surrealismus, Imagination, Traum oder Poesie keine Rolle spielten.

Obwohl ich glaube, daß auch Holweck Bildern eine gewisse Magie abgewinnen konnte – er bewunderte Ikonenmalerei –, sprach er meines Wissens in jener Zeit wenig von Spi-

ritualität, von Transzendenz oder irgendeiner Erlebnistiefe anderer Kunst. Wir waren Anfänger, auch wenn ich den Text *Zen – oder die Kunst des Bogenschießens* von Eugen Herrigel in der Klasse vorlesen konnte.

Was blieb? Nach oft spielerischen Anstrengungen in der Schule hatte ich erstmals jeden Tag in der Woche in einem grauen Malerkittel gearbeitet. Von Bohème keine Spur. Thomas Bernhard hätte gesagt: Naturgemäß! Üben! Üben! Üben! Nach zwei Wochen Pinsel-Tusche-Studien hatten wir Berge von Makulatur verarbeitet. Das war großartig. Ich habe geübt. Die differenzierte Kenntnis der (klassischen) Bildelemente und ihre sprachliche Fassung haben mich seither begleitet. Oskar Holweck hatte mir aber einen Impuls mitgegeben, der mir noch wichtiger erscheint als Einsichten in autonome Bildstrukturen: Wenn ich mit Hingabe arbeite, entsteht etwas.

Für mein Weiterstudium an anderen Kunsthochschulen war ich bestens vorbereitet. Ich folgte meiner Bauhaus-Sympathie und ging nach Kassel, wo Fritz Winter an der Hochschule für Bildende Künstler Malerei lehrte. Nach und nach geriet ich mit meiner gegenstandslosen Farbfeld-Malerei unter den Einfluß der narrativen Pop-Art. Die sinnlich-gegenständliche Welt kehrte in meine Bilder

Till Neu, Pinsel-Tusche-Studie (Grundlehre 1963)



zurück, ich experimentierte mit »Kombinationen« und begann in kleinen Formaten zu erzählen.

Zurück und weiter

Nach meinem Kunststudium kehrte ich 1967 nach Saarbrücken zurück. Das kunstgeschichtliche Studium verwickelte mich in wissenschaftstheoretische Fragen, vor allem darüber, wie gültig oder relativ Erkenntnisse in Natur- und Geisteswissenschaften seien.⁸ Ein Semester mühte ich mich in München mit Anfängen in Aussagenlogik, um schließlich doch kunstwissenschaftliche Methoden akzeptieren zu können. Kurze Zeit darauf erlebte ich auf dem kunstgeschichtlichen Kongreß 1970 in Köln den Auftritt junger Wissenschaftler, die in der Kunstwissenschaft kritische Aufklärung propagierten und die Kunstwerke in ihrem historischen und gesellschaftlichen Kontext erforschten (Herding, Warnke, Bredekamp, Verspohl, Heusinger).

In Saarbrücken gab es in dieser Zeit eine kleinteilige, linke Bewegung, vor allem an der Universität, aber auch in autonomen politischen Gruppierungen. Hinzu kamen die Szene um das Sog. Theater, die Galerie in der Rosenstraße oder die wechselnden Aktions-Komitees.

1972 eröffnete ich eine Galerie in der Wilhelm-Heinrich-Straße (»22–24«) und gründete eine Arbeitsgruppe für kritische Kommunikation. Erstmals hatte ich in jener Zeit einen Film über den Vietnamkrieg gesehen und solidarisierte mich mit der Anti-Kriegsbewegung. In der Galerie wollte ich kommunizieren und nicht so sehr Kunst verkaufen. Wir organisierten mit anderen Gruppen, Künstlern und Schriftstellern gemeinsam Kunstaktionen (Vietnam, Chile), und ein Filmclub zeigte aktuelle Außenseiterfilme. In der Kunstpädagogik interessierte mich das Konzept der »Visuellen Kommunikation«, ich las Bücher über Summerhill und befaßte mich mit historischen und aktuellen Utopien. In deren Modellen und Strukturen suchte ich nach Ansatzpunkten für die eigene Situation. Wir hofften, daß Ungerechtigkeiten und Unfreiheiten in der Welt verändert werden könnten. Aber wie? Eine Kunststudentin der Werkkunstschule warb für eskapistische Experimente, fernab von fremdbestimmter Designer-Tätigkeit, um

Der fünffarbige Siebdruck spielt an auf die Internierung und Ermordung tausender Anhänger des Präsidenten Allende durch die Junta in Chile und die Äußerung eines CDU-Abgeordneten zur Situation von Gefangenen im Fußballstadion von Santiago.

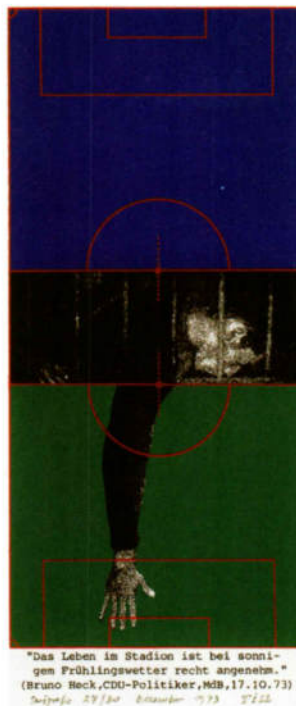
auf einer griechischen Insel in einem Kollektiv nahezu autark zu leben, wo ich dann doch nicht hingefahren bin.⁹

An der Werkkunstschule war der Schweizer Grafiker Robert Sessler damals Direktor. Er hatte entscheidend daran mitgewirkt, daß die alte Schule für Kunst und Handwerk von der Landesregierung im April 1960 nicht geschlossen wurde. Wäre dies geschehen, hätte ich diesen Ort nie betreten können.¹⁰

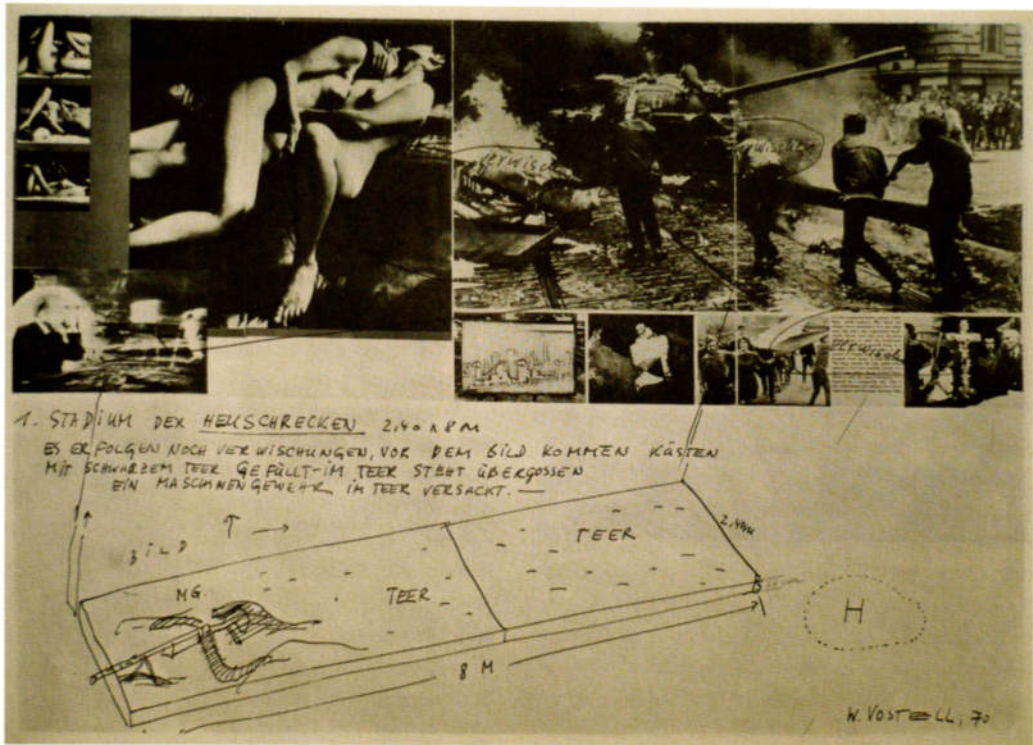
Sessler mußte 1971 den unerwünschten und von Studentenprotesten begleiteten Übergang an die Fachhochschule zum neuen Fachbereich Design bewältigen. Sein liberaler Geist hat jene Jahre bestimmt. Er ergänzte das Lehrangebot mit Lehraufträgen, die neue Erkenntnisse und Fragestellungen in die ehemalige Werkkunstschule hineintrugen; dazu zählten Veranstaltungen zu Ergonomie, Wahrnehmungspsychologie, Semiotik und Kulturgeschichte. Im Rahmen dieser Lehraufträge hielt ich 1971 einen Vortrag über Kunst und Politik für alle Studierende, der für Anhänger einer autonomen Kunst wahrscheinlich schwer erträglich war.

Raum der Grundlehre: politische Kunst!

Es war etwas Besonderes: Ich stand wieder in jenem Raum, in dem ich die Exerzitien der Grundlehre bewältigt hatte und sprach über Werke der damals ungewöhnlichen Ausstellung *Kunst und Politik* des Badischen Kunstvereins in Karlsruhe. Ihr Leiter Günther Bussmann betonte im Vorwort des Katalogs die Schwierigkeiten kritischer Kunstäußerungen, die in der Regel durch »elastisches Abdrängen« in den kulturellen Freiraum »entschärft



„Das Leben im Stadion ist bei sonnigem Frühlingswetter recht angenehm.“
(Bruno Heck, CDU-Politiker, MdB, 17.10.73)
Siebdruck 29/80, 1973, 21x21



Wolf Vostell, *Heuschrecken*, 1970

und vernutzt« würden. Kunst verliere daher ihren Störungseffekt oder ihr aufklärendes Potential. Künstler unterschiedlicher Stilrichtungen wie Edward Kienholz mit seinem transportablen Kriegerdenkmal, Klaus Staack mit seinen Plakaten, Wolf Vostell mit dem berühmten *Heuschrecken*-Bild von 1970 (2,40 x 8 m groß!) oder die realistische Malerei Renato Guttuso waren in ihren moralischen oder politischen Ansprüchen nebeneinander zur Diskussion gestellt. Und am Ende, nach soviel politischer Kunst in den heiligen Räumen der Grundlehre, sprach ich über Herbert Marcuses Essay *Zur Lage der Kunst in der eindimensionalen Gesellschaft*.¹¹ Holweck saß unter den Zuhörern und schwieg.

Grundlehre – Kritische Forschung

Bereits Ende der sechziger Jahre kündigte eine nicht nur ästhetisch anders sozialisierte Jugend, die mit neuen Medien operierte und sich auch politisierte, die positive Wertschätzung der Grundlehre auf; sie sah darin erzwungene Egalität, Formalästhetik ohne Inhalt und nicht zuletzt, in einem einseitig orientierten Leistungsprinzip, die Herrschaftsform autoritärer

Ausbildung.¹² An vielen Hochschulen und Werkkunstschulen wurde das Bauhaus-Modell inzwischen kritisch beurteilt, abgeschafft oder durch sogenannte Fachvorlehren ersetzt.¹³ Es gab fundamentalistische Debatten über Kunst und Design, auch wenn keine Berufsalternativen entwickelt werden konnten. Diente diese Ausbildung den Interessen der Herrschenden? Marxistisch ausgedrückt: In welchem Maße wurde an Kunstschulen ästhetische Produktivkraft des Menschen für später fremdbestimmte Arbeit und einen kapitalistischen Markt konditioniert? An welchen Problemen waren Designer und Architekten orientiert? Wie kann man an die »wahren Bedürfnisse« der Menschen herankommen und welche sind diese? Der technische Fortschritt wurde als Selbstwert bezweifelt. Erstmals wurden in der Bundesrepublik Institutionen der Macht, der Ökonomie und Strukturen der demokratischen Gesellschaft, das »System« und seine Repräsentanten, kritisch untersucht.¹⁴

An der Werkkunstschule in Saarbrücken überlebte die Grundlehre mit ihren Qualitäten wie ein ahistorisches Absolutum, das scheinbar in sich vollendet und widerspruchsfrei verharren konnte. Dorthin kehrte ich 1973 zurück, um die Lehre zu erforschen. Mich interessier-

ten die Grundlagen der Grundlagen. Heute könnte man fragen: Was lernen Kunststudenten an Kunstschulen? Bilden sich Bildende Künstler selbst – im Gegensatz zu Musikern? Verringert sich ein Künstler-Ego durch Lernen? Tendieren Grundlagen zu egalitärem Denken?

Doch meine Fragen blieben in dieser Zeit auf wissenschaftlich-rationale Aufklärung gerichtet. Beispiel: Was steckt alles in dem Satz, man müsse zum Sehen »erziehen«? Wie stimmen Aussagen über visuelle Phänomene mit wahrnehmungspsychologischen Erkenntnissen überein? Wie wurde gelernt, und kann man Lernprozesse transparent machen? Zu meiner Freude vertraute mir Holweck, obwohl ich ein kritischer Geist geworden war. Ich durfte als Mitarbeiter seine Lehre aus nächster Nähe erforschen. In den mir zugeordneten Lehrstunden ließ mich Holweck elementare Farbübungen mit Ergebnissen aus der Farbpsychologie begleiten, so daß ich meinem Anspruch auf wissenschaftliches Prüfen und intersubjektive Gültigkeit der Lehre nachgehen konnte. 1978 wurde meine Dissertation veröffentlicht.¹⁵

Will man weiterhin in Grundlagendisziplinen denken, so gibt es bis heute interessante Teilbereiche, in denen gestalterische Grundlagen an gegenwärtiger Wissenschaft partizipieren könnten und eine bestimmte Entwicklung des Künstlerberufs seit der frühen Neuzeit fortsetzen würden. Dazu zählen Erkenntnisse aus der Gehirnforschung (Zeichnen) oder aus der Wahrnehmungspsychologie (Türell).

Neben diesen »rationalen Anteilen« sind andere Tendenzen so riesig gewachsen, daß sie hier erwähnt werden müssen. Die Bedeutung authentischer Selbstäußerung, nicht nur der »Handschrift« des Künstlers, die Rolle des Performers, die Bedeutung von Funktionslust bei künstlerischen Handlungen generell, die gewaltige Präsenz neuer Medien und die Anziehungskraft gemischter Bilder, quer durch analoge und digitale Medien hindurch. Eine Fülle emotionaler Katapulte. Kunst = Dürfen. Wie alte Fossile tauchen Grundlagen-Übungen, die vor langer Zeit methodisch getrennt worden waren, irgendwo wieder auf, unverfroren, genüßlich, vitalistisch und auch grob in ihrer Gestalt.

1963 saßen zweiunddreißig Studierende in einem großen Raum und rieben ihre Graphitstifte auf Schoeller-Karton, um einen monotonen, nahezu texturlosen Grauton zu er-

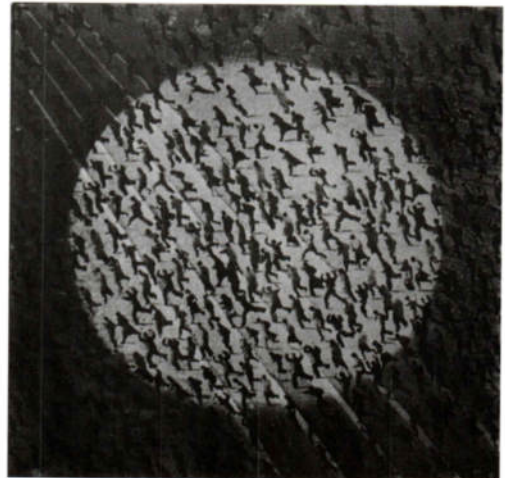
zeugen. *discipline! égalité!* Dreißig Jahre später denke ich bei einer Ausstellung von Studienarbeiten in Frankfurt, ich hätte ein Rendezvous mit Fetischisten: Körperhaare, Strumpfhosen, Hackfleisch im Beutel, mit braunem Klebeband umwickelte Objekte, *obsession! liberté!*

1980 hieß es bei Holweck vermutlich noch immer: durch Übungen mit den Bildelementen zu Sicherheit und Gewißheit gelangen. Im gleichen Jahr schrieb Achille Bonito Oliva, Propagandist der später berühmten Künstlergruppe »arte cifra«, die in Bonn unter dem Titel *Die enthauptete Hand* ausstellten.

»Die Künstler lassen sich treiben, ihre Subjektivität vergewissert sich ihrer selbst im Sich-Zersplittern, in der Zufälligkeit. Das Vorläufige, das Veränderte ist wichtig, niemals wird an Kontinuität und Stabilität eines Stils gedacht. Details, Anspielungen und abstrakte Zeichen sollen gerade nicht genau kennzeichnen und bestimmen.«¹⁶

Es fällt nicht schwer, darin zeitgeschichtliche Phasen zu identifizieren. Für grundlegende Orientierungen in einem Kunststudium stellt sich daher heute die Problematik, sehr unterschiedliche, intensiv vorgetragene Bedürfnisse, die die Konzepte der Selbstäußerungen von Künstlern mitbestimmen, nebeneinander zuzulassen, Sprachformen und Transformationen individuell zu entwickeln, um Kommunikation zwischen den unterschiedlichen Positionen, zwischen Seßhaften und Nomaden, zwischen Konkreten und Figurativen, zwischen Poeten und Interaktionisten und vielen anderen entstehen zu lassen.

Juan Genovés, *Der Focus*, 1966



Augen-Blicke: Rundgang 2009

Vor sechsunddreißig Jahren lief ich erstmals durch das Tor neben dem Hauptgebäude in die kleine staatliche Werkkunstschule. Heute: Staatliche Hochschule für Bildende Künste.

Stolz. Das kleine Saarland. In dem Hauptgebäude trifft man sich im Februar zum Rundgang.

Zettel

Ich sammle Infos. Separate Ankündigungen, Dokumente eines freien Geistes. Handschrift, digitaler Druck, Foto oder interaktives Button.

Mit einem Bleistift (3B, mindestens!) sind die Namen und Titel der Arbeiten von zwölf Studierenden im Atelier Kubisch gekrakelt.



Schön wie für ein Poesie-Album: *Drawings and Animation, Auf der Suche solange ich wach bin, The Mask, One Bottle, Nachtflug, city walks, look as the painting looks at you ...It's phantastic.* Studierende von Georg Winter und Gabriele Langsdorf haben eine Kunstpostkarte gedruckt mit Terminen für Performances und Führungen. Darauf schmilzt in der Mitte ein schmutziger Schneeklumpen vor der

Super-Kulisse des Globus-Getränkemarkts in Orange mit grünem Streifen!

Alles

Auf der Galerie des Foyers entdecke ich eine Ansammlung, ja, nein, eine Anordnung. In ihrer Vielzahl und Unterschiedlichkeit nicht leicht zu bewältigen. Es liegt an mir. Wie viele Sprachen spreche ich? Was kann ich sehen, ohne es zu verstehen? Und überhaupt, ist es nicht nur ein Angebot? Muß ich alles sehen? Oder ist es dann einfach bequem, auf »alles« zu verzichten?

Diesem Bilder-Kollektiv in seiner Struktur sehr ähnlich hat der Leiter des Wilhelm-Hack-Museums in Ludwigshafen für die Ausstellung *alles* 9236 Arbeiten aus dem Depot geholt, und entsprechend der sogenannten »Petersburger Hängung« über- und nebeneinander-

gereiht. Kleine, große, bekannte, unbekannte Werke. Es gab keine Titel, keine Bildlegenden. Die Situation in Saarbrücken: die KünstlerInnen haben bei ihrer großen Bilderwand mit Fiktionen, Realismen, Konkreter Kunst und Zeichnung ein friedliches Ensemble komponiert. Es bleibt aber schwer, ein Bild nach dem anderen zu sehen. Mit den Rätseln zu leben. Die *FAZ* titelte über die Ausstellung im Museum: *Demokratie ist, wenn in Ludwigshafen alles hängt.* Das Projekt führe an seine Grenzen, schrieben die Kritiker, denn »ohne gesellschaftlichen und kunsthistorischen Kontext bleiben kaum mehr als interesseloses Wohlgefallen und der eigene Geschmack als Bezugsgrößen.«¹⁷ Wenn »alles« da ist, scheint mir dieses Wenige »viel«.

Stille

Vom Lärm im Foyer hinüber in die Ateliers der Maler. Es ist still dort, und die sparsame Hängung überträgt sich auf den Betrachter. Ich weiß, ich habe Vorlieben und genieße Übersicht und Leere. Es ist leicht, sich auf einige kleinformatige Bilder zu konzentrieren, die mit ihren schmucklosen Grautönen zu mir sprechen. Mitten in der Artenvielfalt des Rundgangs ein sensibler, franziskanischer Geist!

Auswärts

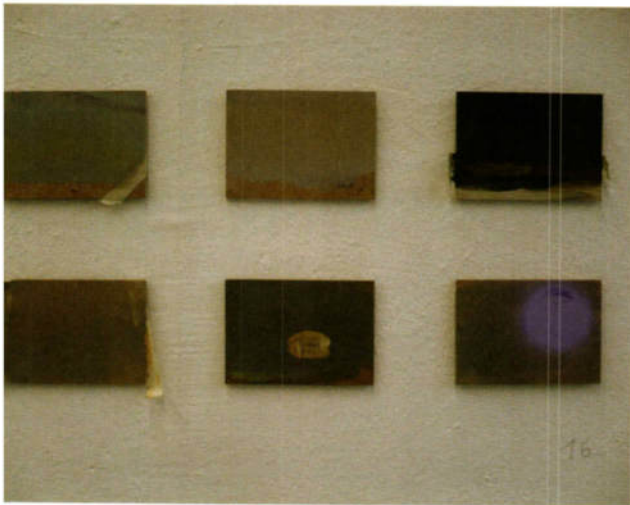
In der Handwerkergerasse in Völklingen fühle ich mich zu Hause. Was ist das? Liebe ich den Stillstand der mächtigen, alten Hütte und die Erosion des eisernen Kraftpakets? Sind die Energien, die hier verbraucht wurden, völlig verschwunden? Wolfgang Nestler hat die Ausstrahlung gespürt und die Initiative gestartet. An einem Ort, wo Hüttenarbeiter bei gewaltiger Hitze schwer geschuftet haben, hat sich eine friedliche Spezies angesiedelt. Ihre Vertreter arbeiten selbstbestimmt und ihre »Stückzahlen« werden ökonomischen Standards nicht unterworfen. Und ich? Wenn ich hier herumgehe, würde ich gerne mit dem Studium beginnen. Es gibt keine vorgeschriebenen Positionen, wer in welchem Atelier bei welchem Lehrenden was tut. Diese Freiheit und Selbständigkeit durchdringt das Studium, so daß in den Ateliers in Völklingen neben Malerei auch Plastik, Installationen und Videofilme bei dem Rundgang zu sehen sind.

HBK – es geht voran

Alles in Mehrzahl: Projekte, Ausstellungen, Diplome, Preise, Veröffentlichungen. Die Hochschule für Bildende Künste Saar ist lebendig, kreativ und dringt in die Öffentlichkeit. Was die Freie Kunst angeht, so kann man bei Landeskunstaussstellungen den Aufstieg dieses Bereichs der Hochschule gut ablesen. Aber die jungen Künstler sind überall, auf der Grube Götzelborn, in der Wintringer Kapelle, vor der Bergwerksdirektion, in der Stadtgalerie, im Museum in St. Wendel, in den Leerständen in der Innenstadt Saarbrückens und – in der Hochschulgalerie.¹⁸

Au revoir, mesdames, messieurs ...

Atelier Rompza/Langdorf



oben: Handwerkergasse Völklingen, Betty Beier

Mitte: Handwerkergasse Völklingen, Caroline Streck



unten links: Rundgang HBKsaar 2009, Foyer, auf der Galerie; unten rechts: Petersburger Hängung, Alles, Ausstellung im Wilhelm-Hack-Museum Ludwigshafen



Anmerkungen

- 1 Heinrich Koch, *Michelangelo in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1966, S. 26.
- 2 Meine Schwester Inge Neu, geb. 1936 in Saarbrücken, studierte 1956–1961 an der Staatlichen Hochschule für Kunst und Handwerk und am Hochschulinstitut für Kunst und Werkerziehung, sie war Assistentin bei Holweck. Lebt in Hamburg.
- 3 Diese und folgende Aussagen aus: *Seben. Grundlebre von Oskar Holweck an der Staatlichen Werkkunstschule Saarbrücken*, hrsg. von Mark Buchmann, Zürich: Kunstgewerbemuseum 1968, S. 6 ff.
- 4 Ebd., S. 2.
- 5 Ebd., S. 47.
- 6 Was ich spontan empfunden hatte, darüber wurde später in der Kreativitätsforschung mit Interesse geforscht. Problemlösungen gelingen besser, wenn das Ziel der Aufgabe nicht verdeckt wird, um den Lernenden zu »testen«, sondern wenn die Anforderungen als Instruktionen das gestellte Problem transparent begleiten. Im heutigen Projektstudium ist dies selbstverständlich, da es auf kooperativen Aktionen der Lehre basiert. (Holweck hatte bei dieser Aufgabe Ittens Termini von Dingform und Bildform beibehalten.)
- 7 Ähnlich argumentiert Sigurd Rompza: *zur bildlichen gestaltungslehre an der hbksaar*, in: *sichtbar machen. Staatliche Kunsthochschulen im Saarland 1924–2004*, hrsg. von Jo Enzweiler, Saarbrücken: St. Johann 2006, S. 362–365.
- 8 Karl Popper, *Logik der Forschung*, Tübingen: Mohr 21966.
- 9 Es handelt sich um die Halbinsel Sarakiniko auf Ithaka, Garten Eden genannt.
- 10 Margarete Wagner-Grill, *Das Direktorat Robert Sessler*, in: *sichtbar machen*, S. 124–164.
- 11 Herbert Marcuse, *Zur Lage der Kunst in der eindimensionalen Gesellschaft*, in: *Kunst und Politik*, Ausstellungskatalog, Karlsruhe: Badischer Kunstverein 1969.
- 12 Literaturhinweise und eigenes Nachdenken: Rainer K. Wick, *Ist die Bauhaus-Pädagogik aktuell?*, Köln: König 1985; *Baubaus – Reform, Reaktion, Rezeption*, hrsg. von der Friedrich-Ebert-Stiftung, Landesbüro Thüringen, Erfurt: Friedrich-Ebert-Stiftung 1993; Till Neu, *Hoffnungsvolle Reste im Scheitern. Grundlagen – Gestaltung – Kunst – Design*, Ms. 2006; ders., *Kunst – Gestaltung – Design. Eine historische Skizze, mit Fragen an die Gegenwart*, Vortrag beim Symposium über Grundlagen der Gestaltung an der Fachhochschule Darmstadt, Ms. 2002; ders., *Sinnliche Grunderfahrungen: Subjektive Orientierungen statt Lehrsysteme*, in: *BDK-Mitteilungen* 1991, Heft 4.
- 13 *Fachvorlehre. Dokumentation*, Berlin: Hochschule der Bildenden Künste 1973.
- 14 Z. B.: *Kunst als Flucht – Flucht als Kunst. Zur Kritik der künstlerischen Ideologien*, hrsg. von Rolf Wedewer und Lothar Romain, Opladen: Westdeutscher Verlag 1971 (= *Jahrbuch des Städtischen Museums Leverkusen*); *Kunst ist Revolution. Künstler in der Konsumgesellschaft*, Köln: DuMont 1969; *Visuelle Kommunikation. Beiträge zur Kritik der Bewußtseinsindustrie*, hrsg. von Hermann K. Ehmer, Köln: DuMont 1971.
- 15 Till Neu, *Von der Gestaltungslehre zu den Grundlagen der Gestaltung. Von Ittens Vorkurs am Bauhaus zu wissenschaftsorientierten Grundlagenstudien: eine lehr- und wahrnehmungstheoretische Analyse*, Ravensburg: Maier 1978.
- 16 Achille Bonita Oliva, *Die enthauptete Hand. 100 Zeichnungen aus Italien*, Ausstellungskatalog, Bonn: Bonner Kunstverein 1980. Künstler dieser Gruppe: Cucci, Clemente, Paladino.
- 17 Adrienne Braun, *Schön bunt*, in: *Süddeutsche Zeitung* vom 13. 3. 2009; Konstanze Crüwell, *Demokratie ist, wenn in Ludwigshafen alles hängt*, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 9. 3. 2009.
- 18 Zielsetzungen, Entwicklungen sowie Produktivität innerhalb und außerhalb der HBKsaar hat Sabine Graf prüfend mitverfolgt und in einer lezenswerten tour d'horizon vorgestellt: *HBKsaar. Inhalt und Weg*, in: *sichtbar machen*, S. 274–345.

»... ja, ein Jahrhundert-Ereignis ...«

Ein Fachbetrieb für Heißluftaufbereitung feiert Jubiläum:
20 Jahre Hochschule der Bildenden Künste Saar

Von Sabine Graf

Finde deine Form!

Heiße Luft. Ohne sie wäre das Land ein öder Fleck am Rande der Republik geblieben. Sie blieb die Region, aus der später das Saarland wurde, mitten hinein in das Industriezeitalter. Mit der Dampfmaschine gelang es, Schächte zu bohren, um daraus Kohle zu fördern. Ohne den erhitzten Wind hätte sich nicht ein Gramm Eisen aus Erzschohlen schmelzen lassen. Doch das war Vergangenheit, als Mitte der achtziger Jahre des 20. Jahrhunderts heiße Luft half, eine neue Ressource zu erschließen. Hochsymbolisch bereits die Ankündigung des Plans, den Fachbereich Design der Fachhochschule des Saarlandes zu einer Kunsthochschule auszubauen: Studierende des Fachkurses »Plastisches Gestalten« bei Helmut Reichmann ließen einen Heißluftballon, bedruckt mit den Worten »Kunst und Design«, aufsteigen. Der Anlaß war nicht weniger symbolisch. Öffnete doch an diesem Tag im August 1986 die Hochschulgalerie, die seitdem als Chiffre für die Existenz der Kunsthochschule erhalten muß. Der Ort hatte ebenfalls Symbolkraft, denn der Ballon hing am »Aquarium« genannten, links neben dem Eingangstor gelegenen Werkraum mit seinen bis zum Boden reichenden Fenstern. Darauf soll nun, mehr als 20 Jahre später, die »Hochschulgalerie« als gläserner Würfel gesetzt werden.

Aber noch war alles nur heiße Luft, die in den luftleeren Raum drang. Jo Enzweiler diagnostizierte ein »Vakuum«, was die Bildende Kunst im Saarland betraf. Der Fachbereich Design, zu dem die Staatliche Schule für Kunst und Handwerk und deren Nachfolgerin, die Staatliche Werkkunstschule, geschrumpft war, genügte nicht, den künstlerischen Nachwuchs hervorzubringen. Dieser war notwendig, damit sich »ein vernünftiges kulturelles Leben entwickeln kann«, stellte Enzweiler 1999 – befragt von Bernd Schulz zum zehnjährigen Bestehen der Kunsthochschule – fest. »Die Breite des kulturellen Angebots« fehle und

ebenso eine »vernünftige Infrastruktur«, deren Existenz gerade durch die fehlende künstlerische Ausbildung verhindert werde, analysierte Enzweiler und schuf damit taktisch klug das Bild einer kulturellen Sahel-Zone, die ein frischer Wind zum Blühen bringen müsse.

Freilich war dem nicht so. Es gab die Stadtgalerie Saarbrücken, das Saarlandmuseum, das Saarländische Künstlerhaus, einige private Galerien und eine junge Kunstszene, die durch ihre Teilhabe den Saarländischen Künstlerbund vor seiner drohenden Mumifizierung bewahrte und in der damals noch bestehenden Saarbrücker Galerie Weinand-Bessoth ausstellte. Die seit 1987 im Zweijahres-Rhythmus stattfindende Landeskunstaussstellung brachte die jüngere mit der älteren Künstlergeneration zusammen. Von einem Notstand konnte keine Rede sein, aber der Zeitpunkt war günstig, etwas Neues zu starten. Das Saarland verabschiedete sich von seiner industriellen Vergangenheit und verordnete sich den Strukturwandel. Die Gründung einer Kunsthochschule war dafür ein Signal. Das hatte die Landespolitik begriffen und beförderte diesen Plan, weil die Gründung einer Kunsthochschule, zumal der jüngsten der Republik, weithin wahrgenommen wurde und eine andere Ressource förderte, die sich nachhaltiger als alle anderen erweisen sollte: die der öffentlichen Aufmerksamkeit.

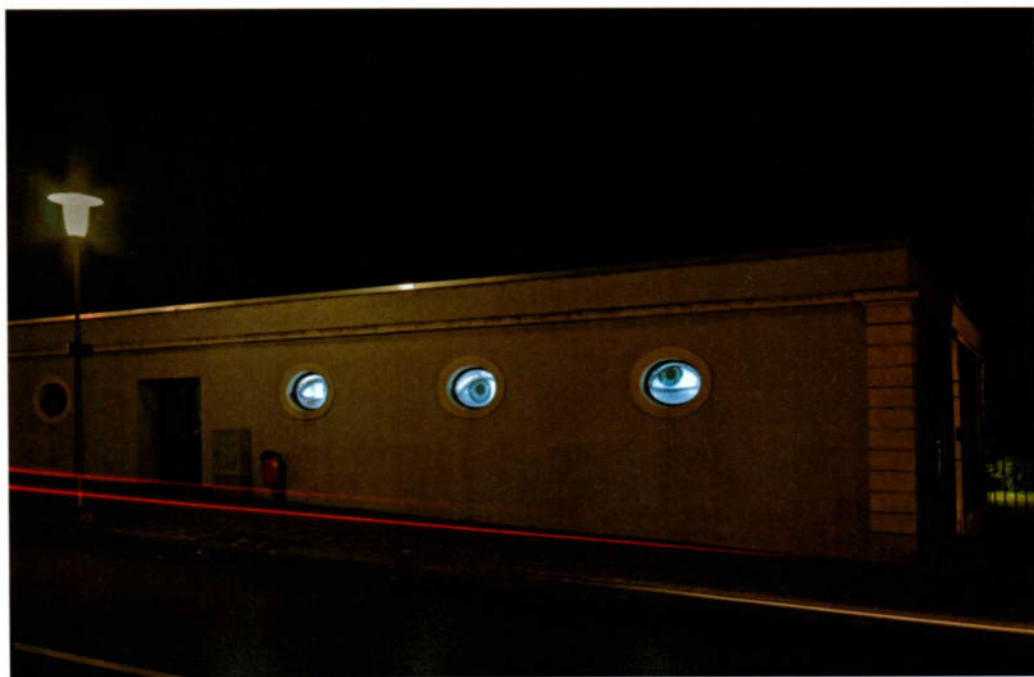
Es war zugleich die Geburt eines urbanen Mythos, der die Hochschule der Bildenden Künste Saar bis heute umschlingt und sie nährt. Es war das Wort von der Grenzüberschreitung von Kunst und Design sowie die Selbstetikettierung als Labor und Zukunftswerkstatt, die aktiv an der Gestaltung der gesellschaftlichen Entwicklung mitwirke. Hochspekulatives Wortgeklingel läutete beim Festakt in der Ludwigskirche im November 1989 den Unterrichtsbeginn ein. Lucius Burckhardt, Landschaftssoziologe und Mitglied des Gründungsbeirats, zerlegte in seiner Festrede einen Popanz, den er zuvor mit heißer Luft ge-

füllt hatte. Die Grundlehre, einst das besondere Kennzeichen der Ausbildung an der Staatlichen Schule für Kunst und Handwerk und bis zuletzt im Fachbereich Design im Einsatz, stand ihm für den »polytechnischen Ansatz«, ein Korsett aus festen Regeln, das die Erscheinungen in Form brachte und, was nicht hineinpaßte, auslöschte.

»Die sauberen Lösungen verschmutzen die Umwelt«, lautete Burckhardts Credo auf seinem Feldzug gegen die Grundlehre, der Repräsentantin des polytechnischen Ansatzes und der Verschulung der Ausbildung. Dagegen stand der »problemorientierte Projektunterricht«, dessen Ziel nicht die glatte Lösung war, sondern das Bewußtsein zu vermitteln, daß immer ein unlösbarer Rest blieb. Burckhardts Ideal war dafür der »spezialisierte Generalist«, für den ein Problem nicht gelöst ist, wenn die technischen Schwierigkeiten behoben sind: »Er bedenkt alle Seiten.« Denken, nicht handeln und damit reden. Hier wehte der Zeitgeist der späten Achtziger. Ökologisches Denken verband sich mit dem zutiefst menschlichen Bestreben, einzigartig sein zu wollen, und brachte die Hochschule der Bildenden Künste Saar, für Burckhardt ein »Jahrhundert-Ereignis«, in die Welt. Daß niemand mehr zu einer Kunstschule traditioneller Prä-

gung zurück wollte, übersah man bei diesem Sturz von einem Extrem ins andere. Daß die Subjektivität alles künstlerischen Schaffens es nicht allein ist und die Instrumente einer Wahrnehmungslehre nicht nur stumpf sind, darüber wollte man nicht nachdenken und tat dies auch in den Folgejahren nicht. Eine Reihe halbherziger, nicht ausgereifter Ansätze folgte, angefangen von dem einen Semester Grundlehre, das Oskar Holweck kurz vor seiner Pensionierung noch gab, den darauffolgenden hausgemachten Versuchen der Professoren und dem Konzept von Sigurd Rompza Mitte der Neunziger und rund zehn Jahre später von Heinrich Popp mit seinem »Basis Institut«, angetan, um die Grundlagen der Gestaltung im Studium konzeptionell aufzuarbeiten. Demnächst sollen es zwei befristete Professuren richten, die sich unabhängig voneinander der Grundlagen von Kunst und Design annehmen. Die Aussicht ist gering, daß sich nach 20 Jahren ein Konzept offenbart. Der Eindruck einer Arbeitbeschaffungsmaßnahme bleibt. Die Chance, mehr zu sein als nur die Ankündigung eines Jahrhundert-Ereignisses, hat die Schule allen Aktivitäten zum Trotz nie ergriffen und umgesetzt. Es gibt keine Struktur, sondern nur punktuelle Ereignisse, die mit den Jahren vergessen wurden.

Philip Tödtmann, *eyequarium* aus der Ausstellung
Das inszenierte Fenster in der nächtlichen Stadt (2007/08)



Anstatt hier einen Ansatz zu entwickeln, drückte man sich und produzierte lieber Sprechblasen. Dabei waren die Voraussetzungen noch nicht einmal schlecht. Die neue Schule setzte auf Lehrer, die sich von den gängigen Lösungen verabschiedet hatten und in ihrem Fach als Pioniere galten. Ulrike Rosenbach hatte im Bereich der neuen künstlerischen Medien Video und Performance auf sich aufmerksam gemacht. Wie Wolfgang Nestler und der Produktdesigner Andreas Brandolini war sie auf der documenta zu Gast gewesen. Mit dem Kommunikationsdesigner Ivica Maksimovic war ein im operativen Geschäft der Werbung erfolgreicher Akteur gewonnen. Selbst Bodo Baumgarten vermochte mit seinen Farbraumkörpern der Ausbildung angehender Maler etwas zu geben. Besah man es jedoch genau, dann konnten die neuen Lehrkräfte den Anspruch der Grenzüberschreitung nur teilweise umsetzen. Die meisten hatten noch gemäß eines festen Kanons studiert und sollten nun Grenzen überschreiten. Dabei half ihnen, daß die Schule erst ihre Form finden mußte und darum für eine Zeit Irrwege und Fehlversuche auch gestattet waren.

Dabei verfügte die Kunsthochschule über einen Lehrer, der dem Typus des spezialisierten Generalisten auf ideale Weise entsprach. Helmut Reichmann, Kunsterzieher und Biologe, Erfinder von Spezialfahrrädern und vor allem Weltmeister im Segelfliegen, erhielt eine Professur für Experimentelles Gestalten und machte daraus das Bestmögliche. Er war kein Künstler, der durch seine Ausbildung an einen Kanon gebunden war, aber auch kein Naturwissenschaftler, der streng methodisch arbeitete. Reichmann stand mit seiner Person für einen interdisziplinären Ansatz, der wie geschaffen schien, den Lehrplan der Schule zu gestalten. Ökologische Themen erarbeitete er mit seinen Studierenden anhand von Aktionen und Performances in den Daarler Wiesen. Den Übergriff der Kunst in den Alltag erprobten seine Studierenden in Hasenkostümen, in denen sie bei öffentlichen Anlässen inklusive der aus Saarbrücken übertragenen Fernsehshow *Wetten, daß...* erschienen. Hier entwickelte sich ein Burckhardts Vorgaben folgender Ansatz, doch Reichmann starb 1992 bei einem Unfall.

Programmatisch jedoch bleiben seine Aktionen mit heißer Luft. Als im November 1989 die Hochschule offiziell eröffnet wurde, be-

gleitete die Feier eine Rauminstallation Reichmanns, bestehend aus Warmluftkissen. Die Speicher waren gefüllt, nun konnte diese Luft ins Land hinein entweichen. Die Aufgaben waren verteilt. »Bilden Sie Ihre Studierenden als aufmüpfige Menschen aus«, gab der damalige Vorsitzende der Rektorkonferenz der deutschen Kunsthochschulen, Ulrich Roloff-Momin, den Lehrenden mit auf den Weg. Den Studierenden empfahl man im Gegenzug kritisches Bewußtsein, das für »fruchtbaren Diskurs« sorgen sollte. »Und meinetwegen auch für ein paar Skandale«, erklärte der damalige Kulturstaaatssekretär Kurt Bohr. Die Politik wußte von Anfang an, was sie von der neuen Schule wollte: Werbung für das Saarland und die Aufmerksamkeit der Medien. Hier walten die Gesetze des Marketings.

Verpuffungen

Die Hochschule verbreitete plangemäß den Reiz des Neuen, dem sich niemand entzog, der für sich, sein Unternehmen, seine Institution oder seine Gemeinde werben wollte. Ob kommunaler Energieversorger, die Gruppe der Investoren eines gerade im Bau befindlichen Einkaufszentrums oder die Fraktion einer im Landtag vertretenen Partei, die Hochschule der Bildenden Künste Saar führte eine Reihe von Projekten aus, die heute weitgehend vergessen sind. Müßig, sie aufzuzählen. Wehmütig ist die Erinnerung angesichts der seinerzeit damit verbundenen Begeisterung, welche diese Projekte damals antrieb. Geblieben sind Publikationen und ein Berg von Presseberichten, anhand derer die Halbwertszeit der hervorgebrachten Ergebnisse auf wenige Augenblicke zusammenschrumpft.

Der Kreislauf der Warmluftaufbereitung schloß sich allmählich und funktionierte dann besonders gut, wenn er reine Kommunikation produzierte. Das Studierendenprojekt Wetterfernsehen des Jahres 1999 machte sich ein Medienformat zunutze. Analog zu den Pausenfüllern, den Live-Schaltungen zu Urlaubsorten, übertrug eine Kamera Live-Bilder von der KZ-Gedenkstätte »Neue Bremm« auf in der Staatskanzlei, der Stadtgalerie oder im Saarbrücker Hauptbahnhof aufgestellte Monitore. Diese telematische Skulptur, bewußt offen in ihrer Struktur und Form, hob ihre Botschaft auf eine virtuelle Ebene der Wahrnehmung



Das *Unsichtbare Mahnmal* von Jochen Gerz während seiner Entstehung

und verfehlte dennoch nicht ihre Wirkung. Das Gelände rückte wieder in den Fokus der Wahrnehmung und fand durch einen bald darauf stattgefundenen Wettbewerb Beachtung und Gestaltung als Erinnerungsort. Freilich blieb von der telematischen Skulptur nur eine Dokumentation, aber das gehörte zum Projekt.

Jochen Gerz hatte dazu in seiner Zeit als Gastprofessor vorgearbeitet. Sein *Unsichtbares Mahnmal* auf dem Saarbrücker Schloßplatz kreiste um das Immaterielle des Gedenkens, begleitet von einer politischen Diskussion in der Stadt Saarbrücken über diese Arbeit und einem weltweiten medialen Echo (vgl. *Saarbrücker Hefte* 67/1992). Hier war die Kunsthochschule ganz bei sich selbst. Derart eingeübt ins Immaterielle und Konzeptuelle gab man in den frühen Neunzigern die Pläne des Baus einer Hochschulgalerie auf bzw. rief unter dem Rektorat von Ulrike Rosenbach die bereitgestellten Gelder nicht ab. Statt dessen begab sich die Hochschulgalerie an verschiedene Orte in der Stadt und präsentierte sich mit subversiven Aktionen, die außer den Medien niemand als solche wahrnahm.

Es gehorchte einer höheren Wahrheit, daß die ihrem Namen folgende Schulzeitung *Nullnummer* nur einmal erschien. Derart, daß hier die Kommunikation um sich selbst kreiste. Scheitern konnte sie nur dann, wenn die Projekte mit der Wirklichkeit in Kontakt kamen. Ein 1996 von der Firma Festo in St. Ingbert-Rohrbach ausgelobter Wettbewerb zur Ausgestaltung der Freiflächen in den Werkshallen trieb dabei ins Absurde aus. Ein hölzernes Baumhaus fand seine Gestalt als mit Wolken

bemalter Toilettencontainer. Das lief zwar dem von dem damaligen Rektor Horst-Gerhard Haberl mit diesem Projekt verkündeten Anspruch entgegen, nicht Kunst am, sondern mit dem Bau zu machen. Für ihn war es dennoch »ein guter Weg, um Kunst als virulent-humane Alternative in die Ästhetik der modernen Arbeitswelt zu integrieren.« Daß die Kunst die menschlichen Bedürfnisse in den Blick nimmt, bleibt festzuhalten. Dementsprechend setzte sich ein Entwurf durch, der Heißluft in einen mit Fahnenstoff überzogenen Alu-Rahmen blies, bedruckt mit den Worten »Luft – Technik – Natur«. Doch die Pointe setzte die Firma, die sich Jahre später für einen Wettbewerbsentwurf im Sinne der geschmähten »Behübschung« des Baus entschied. Die ursprünglich als Wandarbeit geplante Skulptur der Bildhauerin Sigrun Olafsdottir steht heute auf dem Kreisel vor dem Werksgelände.

Wie sich heiße Luft außerhalb geschlossener Räume verflüchtigt, bewies der 1998 nur für Studierende und Absolventen der Kunsthochschule ausgelobte Kunstpreis des Landkreises Neunkirchen. Ein in der Blies versenktes Auto trug den Sieg davon, wurde aber nicht als Kunst erkannt. Ein besorgter Passant alarmierte die Polizei, weil das im Fluß lagernde Auto auf einen Unfall hindeutete, womit er nicht unbedingt falsch lag. Eine von der Stadt Ottweiler angekaufte Klanginstallation verstummte alsbald, weil sich die Anwohner wegen des Lärms beschwerten. Die Kunsthochschule sammelte ihre Kräfte und sollte, wie es Haberl formulierte, Sender und Empfänger zugleich sein. Ein geschlossener Kreislauf der Warmluftaufbereitung war nach zehn Jahren entstanden. Das System der sich selbst erzeugenden Kommunikation hatte sich perfektioniert.

Braucht uns überhaupt jemand?

Dennoch trieb die Schule die Frage nach der Wirkung ihres Tuns um. Aus Anlaß ihres zehnjährigen Bestehens lud man unter dem Selbstkritik suggerierenden Titel *Designed for the real world?* eine Reihe von Kunstwissenschaftlern, Kritikern und Kuratoren, darunter die Chefin der *documenta* X, Catherine David, nach Saarbrücken ein und blieb dabei weitgehend unter sich. In wesentlich kleinerer Dimension, aber ebenfalls mit dem Anspruch versehen, die Arbeit der Schule im Land bekannt zu machen, tourte Wolfgang Nestler mit seinen Studierenden aus der Hochschuldependance Handwerkergasse Völklingen mit einer Ausstellungsreihe durch kleine Städte und Gemeinden. Das Ergebnis war dasselbe. Niemand nahm davon Notiz.

Designed for the real world? war eine Frage, auf die es keine Antwort gab, weil sie niemand geben wollte. Eine Antwort hätte nichts anderes als frischen Wind im gemütlichen Warmluftgehäuse HBK bedeutet. Dort waren die hochfliegenden Pläne von einst, etwa einen Studiengang Glaskunst zu etablieren, am auf Dauer dafür fehlenden Geld gescheitert.

Haberl dachte, bei allem Wortgeklingel, konsequent die Entwicklung der Kunsthochschule weiter. Er schlug die Auflösung der Fachbereiche Kunst und Design vor, um den sich ständig wandelnden Handlungsfeldern von Kunst und Design im Hinblick auf den Einsatz der Neuen Medien gerecht zu werden. Haberl dachte an interdisziplinäre Projekte, in denen sich Kunst und Design zusammen mit kunstfremden Disziplinen der Wissenschaft aktuellen Fragen der gesellschaftlichen und technischen Entwicklung stellten. Der Kunsthochschule käme dabei die Rolle einer Schnittstelle zwischen neuen und tradierten Medien zu, und sie wäre endlich dort, wo sie von Anfang an sein wollte: mitten in der gesellschaftlichen Entwicklung, befaßt mit Themen und Aufgabenstellungen im Dienste der Innovation, anstatt sich mit dem Behübschen von Bauzäunen und Toilettencontainern oder längst vergessenen Dorfgestaltungsvorschlägen gesellschaftliche Relevanz vorzugaukeln.

Die Kunsthochschule hätte ihren Kunstcharakter vielleicht verloren, aber sie hätte, dachte sich Haberl, ihrem Gründungsanspruch Genüge getan. Dafür führte er anstelle des längst abgegriffenen Begriffs der »Grenz-

überschreitung« die für seinen Ansatz passende Bezeichnung »transmedial« ein. Sein Ansatz bedeutete Arbeit, denn die Umgestaltung von Kunst und Design zu disziplinübergreifenden Lehr- und Studienangeboten für computergenerierte Medien hätte Strukturen verlangt, in denen auch das Grundstudium eine wie auch immer geartete Form, in jedem Fall aber eine Bedeutung erhalten hätte. Das war zu viel Wind auf einmal, außerdem hätte es die Ruhe gestört. Die Revolution fiel aus. Haberl isolierte sich, verschwand zuerst als Rektor und ging dann als Professor in den Ruhestand.

Die Zeichen standen zu Beginn des 21. Jahrhunderts mit dem neuen Rektor Diethard Adt, der schon zu Fachhochschulzeiten am Fachbereich Design gelehrt hatte, auf Konsolidierung. Man rüstete im Bereich der Kunst- und Designtheorie nach, weil Sprechen immer noch der beste Lieferant von heißer Luft ist. Die Pioniere von einst in Malerei, Video und Performance hatten sich nicht weiterentwickelt, sondern agierten am Ende versteinert wie Epigonen ihrer selbst. Mit dem Ausscheiden von Ulrike Rosenbach und Bodo Baumgarten war dieser Spuk endgültig vorüber. Eine neue Generation von Lehrenden kam an die Schule und erfüllte deren Anspruch auf Grenzüberschreitung und Interdisziplinarität weitaus besser. Sie hatten selbst unter diesen Bedingungen studiert, während ihre Vorgänger weitgehend in ihrer Ausbildung noch einen festen Kanon kannten, von dem sie sich erst mühsam befreien mußten. Sie fügten sich in die bestehenden Zustände ein. Wobei nun nicht mehr die unbequemen Lösungen zählen. Es geht um bequeme Lösungen, und damit kommt ein im Saarland seit jeher gebräuchliches Verfahren zu Ehren: Hier ist jeder, den man anderswo nicht vermißt, willkommen und mehr als das, man feiert ihn.

Wir müssen reden!

Die Hochschule der Bildenden Künste Saar hat das geschlossene System der Heißluftaufbereitung perfektioniert und sich dafür eigene Instrumente entwickelt. Der Studiengang Art and Media Design variiert den von Haberl ins Spiel gebrachten Gedanken des Transmedialen, des Übergangs von Kunst und Design, und verbuchte mit der Ausstellung *Das begehbare Märchen* im Museum St. Wendel zum



Eine der wehmütigen Erinnerungen an im Land realisierte Projekte der Hochschule der Bildenden Künste Saar: Für das mittlerweile geschlossene Hotel Bard in Theley entwickelten 1996 angehende Designer unter Leitung von Harald Hullmann, Professor für Produktdesign an der Kunsthochschule, neue Formen des Wohnens im Hotel. Dabei galt es, aus wenig viel zu machen. Mit dem vorhandenen Mobiliar und ein paar kleinen Zutaten sollten »Szenen des Alltags mit einem winzigen Dreh verändert oder verstärkt« werden: Antoine de Saint-Exupérys Geschichte vom *Kleinen Prinzen* gab die Stimmung im gleichnamigen Zimmer vor.

Jahreswechsel 2008/2009 einen außerordentlichen Publikumserfolg. Die Schule ist hier bei sich selbst angekommen. Die Welt des Scheins, konzentriert im alten Medium der Märchenerzählung, fusionierte mit dem vom Rechner geschaffenen Virtuellen: wie zum Beweis, daß die Wirklichkeit außer Sicht geraten ist.

Längst arbeiten sich die Studierenden nicht mehr am Bauzaun des Einkaufszentrums Saargalerie ab, wie es noch 1990 geschah. Der Studierendenwettbewerb zur Erweiterung der Saargalerie des Jahres 2008 favorisierte zeitlich begrenzte Aktionen und Arbeiten, die von selbst verschwinden.

Der geplante Studiengang Kuratieren folgt konsequent diesem Trend und vermittelt so gleich, wie man über das eigene Medium reflektiert. Nach außen muß das nicht dringen, da auch die Hochschulgalerie im Haupthaus am Ludwigsplatz ihren Platz finden wird. Die mit der Saarbrücker Stadtgalerie und dem Saarländischen Künstlerhaus bestehenden Kooperationen waren falsch, heißt es, ohne zu

sagen warum. Das ist auch nicht wichtig, angesichts des »Rückenwinds«(!), den die Schule für ihren Plan vom Kultusministerium erhielt. Nach 20 Jahren sei es »Zeit für eine eigene Stimme, eine eigene Ästhetik, eine eigene Aussage«, erklärte Rektor Ivica Maksimovic gegenüber der *Saarbrücker Zeitung*. Bleibt die Frage: Was hat man nur in den letzten 20 Jahren gemacht? Oder gesteht man sich am Ende die eigene Wirkungslosigkeit ein?

Weiter reden

Außer vielen Projekten, von denen die meisten längst vergessen sind, ist kaum etwas geblieben. Eine Struktur hat sich aus dem sich einst gegebenen Auftrag nicht herausgebildet. Entscheidende Punkte, das Grundlagenstudium und seine Bedeutung für die Ausbildung in Kunst und Design der Gegenwart, wurden nie ernsthaft angegangen. Nicht anders verhält es sich mit der Ausbildung von Kunsterziehern. Das einst als »Saarbrücker Modell« etikettierte Doppelstudium an Universität und Kunsthochschule taugte noch nicht einmal zum Kompromiß, sondern ist eine Addition zweier Studiengänge, weil man sich nicht einigen konnte.

Ob man hier wirklich etwas Neues schaffen wollte oder nur so tat, bleibt die Frage. Sich als Experimentierfeld und Raum für »problemorientierten Projektunterricht« zu sehen, ist nur eine wohlfeile Entschuldigung fürs Halbgare. Anstatt junge Leute zu »aufmüpfigen Menschen« auszubilden, wie man den Lehrenden bei der Eröffnung der Kunsthochschule empfahl, verließen großteils verzagte Künstlerinnen und Künstler die Schule, die dank des Quereinsteigerprogramms der Landesregierung flugs wieder dorthin gingen, woher sie gekommen waren. Sie traten wie ihre Kollegen an den Vorgängerschulen in den Schuldienst ein. Die institutionalisierte Grauzone des Schuldienstes als Zuflucht der um ihre Existenz fürchtenden Künstler verschluckte auch sie.

Das ist der Vorwurf, den man der Schule machen kann: Menschen entlassen zu haben, die keine Alternative zu den bewährten Lebensmodellen kannten, ja noch nicht einmal ein eigenes zu entwickeln wagten. Warum dann der ganze Aufwand? Hätte man sie so gleich fürs Lehrerdasein ausgebildet, man

hätte vielleicht weniger heiße Luft produziert, dafür aber etwas für das Leben in der wirklichen Welt getan. Die zum Wintersemester 2009/2010 öffnende Abendschule für kunstinteressierte Saarländer sucht erneut den Kontakt nach draußen ins Land. Doch geht man nicht mehr hinaus, sondern holt die Menschen zu sich herein, um dem Fluch der »versteckten Hochschule« zu entgehen. Angesichts der gescheiterten Versuche hat dieser Ansatz durchaus Perspektive.

Die von Jo Enzweiler eingeforderte »vernünftige Infrastruktur«, die mit Gründung der Kunsthochschule aufgebaut werden sollte, fehlt noch immer. Ins Land hat die Schule nur insofern abgestrahlt, als sie sich der bestehenden Infrastruktur, der Landeskunstaussstellung, der Kunstpreise und Stipendien bemächtigte. Etwas Neues hat sie nicht geschaffen. Das Gegenteil zu behaupten, ist reine Augenwischerei und Selbstbetrug.

Die Entscheidung für den Bau einer Hochschulgalerie auf dem Dach des »Aquarium« genannten verglasten Arbeitsraums am Haupteingang ist ein Indikator für den Rückzug auf sich selbst. In den Neunzigern dachte man noch daran, auf das leere Grundstück zwischen Keplerstraße und Staatskanzlei einen Pavillon zu setzen. Verglichen damit denkt man heute in geradezu bescheidener Dimension. Damit bleibt man Sender und Empfän-

ger in einem geschlossenen System. Der Unterschied zur Vergangenheit besteht darin, daß es 1992 noch gelbe und blaue Fahnen richten sollten, um auf die Schule aufmerksam zu machen. Nun ist es eine »Medienfassade« für Kunstvideos und Werbeclips.

Dem Rückzug auf sich selbst zum Trotz bleibt die Kunsthochschule – und das ist ganz ohne Häme gesagt – ein Unternehmen mit Zukunft. Heiße Luft ist heute die Ressource, aus der dieses Land schöpft. Ob sie sich nun University of Art and Design oder Academy of Arts and Design nannte, diverse Logos zu ihrem Markenzeichen machte, sie repräsentiert das Saarland der Gegenwart und auch der Zukunft.

Daß die Schule das Promotionsrecht erwerben will, ist nur konsequent. Das von Iris Radisch für das 20. Jahrhundert diagnostizierte »Quatschocento« hat im 21. Jahrhundert das Saarland erreicht. Das Promotionsrecht ist die staatliche Absicherung, um heiße Luft mit Zertifikat zu produzieren. Im Medienzeitalter genügt es, darüber zu reden. Denn heiße Luft produziert die schönsten Blasen. Sie müssen nur schillern. Das allein zählt. Auch das gilt jenseits der Ironie. Ab 2010 trägt dazu die »Medienfassade« der Hochschulgalerie bei. Ein besseres Bild dafür, was die Hochschule der Bildenden Künste ist, gibt es nicht.





Jazz im Saarland – eine junge Szene auf dem Weg zu regionaler Eigenständigkeit

Von Georg Ruby

Ein wichtiger Auslöser zur Entwicklung regionaler Jazz-Szenen wie derjenigen im Saarland war Anfang der achtziger Jahre eine Art kulturpolitischer Urknall im Bereich der Kölner Jazz-Community, dessen Wellen nach und nach auch andere Regionen der Republik erreichten: Damals begann im Bereich der deutschen Jazz-Szene von Seiten der MusikerInnen eine überraschend wirksame Neudefinition ihrer Organisationsstrukturen – ein Aufbruch in die Selbstorganisation. Initialzündung war hier die Gründung eines reinen Musikerzusammenschlusses, der Initiative Kölner Jazz-Haus (IKJH), die sich vorgenommen hatte, mit alten, innovationsfeindlichen Strukturen aufzuräumen.

Die IKJH konstatierte für deren Kölner Großstadtsituation, derjenigen in ganz NRW und darüber hinaus für die Situation der kompletten bundesrepublikanischen Szene fehlende Auftrittsmöglichkeiten für Jazzmusikerinnen und -musiker; keinerlei Proberauminfrastruktur in den Städten; eine massive Bevorzugung von vor allem US-amerikanischen Musikern durch Festivalmacher für deren Konzerte und Festivals; Konzertveranstalter, die sich mit dem Buchen von nichteinheimischen, meist außereuropäischen Musikerkollegen für eine sehr traditionelle Musikfarbe innerhalb ihrer Jazz-Programme entschieden und somit fast all das, was sich an spannenden neuen Konzepten entwickelt hatte, ignorierten.

Über Maßnahmen wie die Selbstorganisation wichtiger Festivals durch die Musiker, die Gründung von eigenen Tönträgerlabels, aktive Einflußnahme auf wichtige Multiplikatoren wie die öffentlich-rechtlichen Funkhäuser und die Initiierung von Jazz-Studiengängen an den Musikhochschulen stellten sich mittelfristig rasch meßbare Erfolge ein und ließen die Wahrnehmung der hohen Qualität der NRW-Jazzszene und deren Partnerszenen, genauso wie die Effektivität ihrer Selbstorganisation deutlich wachsen.

Über diesen Aufbruch, der mittel- und langfristig den Jazz/die Improvisierte Musik in der Außenwahrnehmung und Wertschätzung dem Image der abendländischen Klassischen Musik angleichen sollte, entstand – zumindest in Städten wie Köln, Berlin, später auch denen des Ruhrgebiets – ein durchaus wachsendes Selbstbewußtsein von Jazzmusikern.

Dieses Selbstbewußtsein war natürlich ein metropolienorientiertes; Ergebnis des wachsenden Erfolgs von improvisatorisch arbeitenden Künstlern, die begannen, sich auf einige große Städte der Republik, die wenigen Zentren, zu verteilen, ihre Kräfte zu bündeln; ein Erfolg, auch wenn das Ergebnis nicht unbedingt immer geplant war.

Mit dem jazzmusikalischen Aufblühen der deutschen Metropolen und deren wachsenden Attraktivität ging auch ein Ausdünnungsprozeß der Regionen, kleineren Städte und Szenen einher: Die besten jungen Musiker verließen ihre Heimat, strebten in die Städte, um zu studieren, sich kreativ um ihre musikalische Fortentwicklung und die ihrer Band-Projekte zu kümmern, auch um sich dadurch letztendlich mit der Elite der deutschen Jazz-Musiker vernetzen und messen zu können. Klar war, daß die stadtfernen Regionen in dem, was sie diesen Kollegen zu bieten hatten, in keiner Weise mit dem Angebot der Metropolen konkurrieren konnten.

Urbanität war für die meist jungen improvisierenden Musiker mittlerweile attraktiv geworden durch eine große Zahl und ein hohes Niveau der dort lebenden Musiker, die Vielfalt der dortigen Ensembles und Projekte, die große Zahl von Auftritts- und Konzertmöglichkeiten, die schnell wachsende Zahl von Jazz-Studiengängen an den Musikhochschulen in diesen Städten, eine große Auswahl von professionellen Aufnahmestudios vor Ort. Schließlich war dort auch die Möglichkeit gegeben, Mittel für die Finanzierung der Projekte zu akquirieren.

Für die Musiker, die es nach einigen Jahren geschafft hatten, sich in den wenigen Jazz-Metropolen der Republik zu etablieren, geriet die Wahrnehmung ihrer Herkunftsorte immer mehr zu dem, was oft negativ als »Provinz« bezeichnet wird. Ihr (musikalisches) Leben war und blieb metropolenorientiert, die Funktion der Provinz verharrte in einem Zulieferstatus junger Talente an die urbanen Strukturen.

Mittlerweile jedoch hat sich einerseits in der Arbeitssituation von Jazzmusikern einiges zum Negativen verändert, andererseits haben sich neue positive Entwicklungen in punkto Neudefinition und -organisation metropolenferner Regionen aufgetan. Die Existenzsituation von Musikern aller Genres, vor allem aber für diejenigen im Bereich des Jazz, hat sich inzwischen gerade in den Städten massiv verschlechtert durch den Abbau von Stellen in Jazz-Orchestern und Big Bands, den Wegfall von Spielstätten und Programmen und eine massive Reduktion von Sponsorenmitteln.

Beides, die für Jazzmusiker – gemessen an nötigen existenzsichernden Arbeitsbedingungen – immer stärker abnehmende Attraktivität der Metropolen und eine dem urbanen Trend entgegenlaufende kulturelle Neustrukturierung vieler provinzieller Regionen, hat mittlerweile zu einer starken Veränderung der lebensweltlichen Orientierung von jungen Jazzmusikern in Deutschland und zu einer nachhaltigen Veränderung der Definition regionaler Jazzszenen, vor allem auch im Segment der jungen Spieler, geführt.

Denn aus den gerade genannten Gründen existiert seit einigen Jahren ein ständig wachsender Rückfluß profilierter, oft sogar im Bereich Kulturmanagement ausgebildeter junger (Jazz-)Musiker aus den Städten zurück in weniger urban strukturierte Regionen. Mehr und mehr Arbeitgeber dort sind auf qualifizierte Kräfte angewiesen: öffentliche und private Musikschulen, private und öffentliche Kulturveranstalter, Musikhochschulen mit Jazz-Studiengängen. Dies alles sind Institutionen, die oft händeringend gut ausgebildete, vernetzt denkende, im Bereich Selbstorganisation geschulte und oft sogar auf beiden Ebenen (im Jazzbereich genauso wie der mitteleuropäischen Konzertmusik) fähige Musiker für die Aufrechterhaltung ihres Betriebs benötigen.

Dies bringt zunehmend mehr Musiker in diese Regionen; sie finden hier Arbeit und

daneben auch fast automatisch regionale Ressourcen für ihre aktiven, kreativ-künstlerischen Tätigkeiten. Zudem bietet sich ihnen hier die Möglichkeit, ihre teilweise unter extrem harten Bedingungen gemachten Erfahrungen im Bereich Selbstmanagement und -organisation in neue Zusammenhänge einzubringen. Regionale Veranstalter städtischer und privater Provenienz, die in diesen Fällen die Verhandlungs- und Kooperationspartner sind, erkennen in immer stärkerem Maß, daß eine für die Bevölkerung meßbare Attraktivität ihrer Regionen nicht nur durch die Präsentation von außen importierter Events, oft teuer bezahlter Stars, erzielt wird, sondern mindestens genauso über die Professionalisierung und Einbindung kreativer Kräfte der »eigenen« Region in den Eventbetrieb – sei es in der Bildenden Kunst, der Musik generell oder des Jazz/der Improvisierten Musik im Speziellen.

In der Wahrnehmung seiner Attraktivität scheint das Saarland in dieser Beziehung auf den ersten Blick seiner geographischen Randlage zu entsprechen: mit nur einer Großstadt, fernab größerer Metropolen, anders als zum Beispiel das Ruhrgebiet stark ländlich strukturiert, und, ähnlich dem Kulturbetrieb des benachbarten Frankreich, eher hauptstadtorientiert, scheint es dem unerfahrenen Erstbesucher das Klischee eines provinziellen Lummerlands aufzuzwingen.

Glücklicherweise erweist sich dieser Eindruck weitestgehend als Täuschung, denn der scheinbare Standortnachteil entpuppt sich bei näherem Hinsehen eher als Schlüssel zum Musterfall einer regionalen, mit stetig wachsendem Selbstbewußtsein ausgestatteten Kulturregion – und dies besonders im Bereich der Improvisierenden Szene saarländischer Jazzmusiker.

In den sich wandelnden Kulturlandschaften der sogenannten Provinz in Deutschland entwickeln und profilieren sich manche Regionen durchaus stärker als andere. So existiert in Deutschland kaum ein anderes Bundesland, in dem eine ähnlich hohe relative Dichte von Jazzmusikern und Improvisationsensembles aller Art zu finden ist. Dies hat mit unterschiedlichen Ursachen zu tun, aber auch mit der im Saarland überdurchschnittlich hohen Lebensqualität, der dort überall zu spürenden, fast schon mediterran zu nennenden Begeisterung für kulturell-kulinarische Dinge auf hohem Niveau, für das sehr entspannte Her-

angehen an die Fragen des Alltags. Weitere Belege für die Attraktivität der Region lassen sich konkret benennen:

Im Saarland existieren für (junge) Jazzmusiker im Bundesvergleich überdurchschnittlich viele Möglichkeiten, Konzerte zu spielen und Projekte vorzustellen. Motoren innerhalb dieser Konzertinfrastruktur sind der regelmäßige Betrieb der Jazzclubs, das variable Angebot an Sessions und anderen musikalischen Kommunikationsmöglichkeiten im Lande, das hohe Interesse der Kulturämter an jazzmusikalischen Konzepten und das dauerhafte Engagement im Booking-Verhalten der privaten Veranstalter bzw. Firmen bei der Bestückung von Events aller Art mit Ensembles aus dem Jazz-Bereich. Ein vielfältiges Festivalangebot (Jazz-Syndikat, HfM-Jazz-Nacht, St. Wendeler Jazz Tage, Internationales Jazzfestival St. Ingbert, das Programm der Stummschen Reithalle in Neunkirchen, die regelmäßigen Jazz-Veranstaltungen des Saarländischen Rundfunks, die Projekte des Teams des Theater im Viertel/IniArt, das Sommernachtstrauma-Projekt in Illingen u. v. m.) läßt das Saarland zu einer für manchen deutschen Jazz-Musiker immer attraktiveren Kulturregion werden.

Nicht umsonst orientieren sich Kollegen wie der Gründer der Kölner Saxophon Mafia,

der renommierte Saxophonist Wollie Kaiser, aus diesen und ähnlichen Gründen beruflich mittlerweile intensiver in den saarländischen Raum als in ihre ursprüngliche Heimat. Spieler wie Wollie Kaiser beweisen zudem durch die Wahl ihrer Mitmusiker, daß eine Szene junger Musiker immer nur so gut sein kann, wie sie von den etablierten Kollegen aktiv in deren Strukturen eingebunden wird. Der Profit dieser Symbiose liegt hier stets auf beiden Seiten.

Allerdings ist im Aktionsbereich der Jazz-Veranstalter durchaus ein noch weitergehender Paradigmenwechsel nötig. Denn nicht alle der erwähnten Booker und Kuratoren würdigen auf dieselbe Weise die rasante künstlerische Entwicklung der saarländischen Szene. Die nachweislich sehr hohe künstlerische Qualität – sowohl im Amateur- als auch im professionellen Bereich, im Bereich der sehr jungen Spieler genauso wie in dem der erfahreneren Generation – verdient ohne Frage in weitaus größerem Maße den Einzug in die Konzertprogramme der saarländischen Jazz-Veranstaltungen und Festivals. Hier sollten einige Kulturmanager noch wesentlich mehr verinnerlichen, daß gerade im Saarland ein deutlich stärkerer Publikumsbezug zu den eigenen regionalen Kulturschaffenden vorhanden ist als

Georg Ruby, Klavier, Stefan Scheib, Kontrabaß, Jochen Krämer †, Schlagzeug und Christof Thewes, Posaune bei einem Konzert der Hochschule für Musik Saar 2007



in anderen vergleichbaren Regionen. Und gibt es überhaupt für einen Veranstalter eine stärkere Motivation, regionale Kräfte einzubinden als diese?

Es existieren aber durchaus noch weitere Ursachen für die zu beobachtende stetige Aufwertung und wachsende Verjüngung der saarländischen Jazz-Szene. Neben einem wohlthuend sachverständigen, hochkommunikativen und diskussionsfreudigen Publikum im Land finden zureisende junge Jazzmusiker in der Landeshauptstadt eine attraktive Konstellation vor: Kulturinstitutionen wie das Staatstheater, der Saarländische Rundfunk, die Hochschule für Musik (HfM), Eliteprojekte wie das vom Landesmusikrat Saar geförderte JugendJazz-Orchester Saar vernetzen sich in Saarbrücken auf kurzen Wegen, bieten im Zusammenhang mit einer dem Jazz und der Improvisierten Musik sehr aufgeschlossenen Kulturpolitik der Landesregierung und des Kulturstadts ein attraktives Ganzes. Genreübergreifende Projekte wie die Aktivitäten von Oliver Strauch mit seinem Multimedia-Projekt DIE REDNER, der IniArt im Theater im Viertel oder diejenigen von Claas Willekes InZeit Ensemble bestätigen und fördern diesen Trend.

Ein solches kreativitätsbildendes und projektunterstützendes Umfeld produziert den rohstoffreichen Nährboden für das hohe, stetig wachsende Selbstbewußtsein gerade in der Szene junger Jazzmusiker im Saarland und läßt z. B. auch die Aktivitäten der beiden Jazzstudiengänge der HfM in Saarbrücken als sehr geeignet zur Katalyse der bereits üppig vorhandenen Strukturblüte erscheinen.

Mehr und mehr junge Spieler kommen ins Saarland, weil sie an der HfM Studiengänge und Musizierfelder vorfinden, die teilweise weit über das Angebotsniveau anderer, konkurrierender Hochschulen hinausgehen, variantenreicher konzipiert sind und gerade die Ränder des Jazz/der Improvisierten Musik hin zu den Strukturen komponierter oder jazzfern improvisierter Musik (Alte Musik) profilieren. Darüber hinaus fördert die Einbindung des Jazz/der Improvisierten Musik in die Lehrpläne der HfM eine immer stärker wachsende Nachfrage nach Jazzensembles der HfM und Bands der saarländischen Szene – und das bei im Bundesschnitt überdurchschnittlichen Konzertgagen.

So stehen die künstlerischen und materiellen Bedingungen, die vor allem die jungen

einheimischen oder zureisenden Jazzmusiker im Saarland vorfinden, durchaus keineswegs im Banne eines geographischen Standortnachteils, sondern sind viel eher das erfreuliche Produkt einer regionalen Kulturpolitik aller saarländischen Kulturmanager und -verantwortlichen, die sich bewußt zu sein scheinen, daß saarländische Kulturprodukte – im Wettbewerb mit bevölkerungsreicheren und zentraler positionierten Regionen – nur dann eine Chance haben, wenn sie sich in vielen Fällen inhaltlich und strukturell vom Mainstream unterscheiden.

Wie gehen nun die jungen, improvisierenden Jazzmusiker im Saarland mit dieser Konstellation um? Erst einmal nehmen sie die kurzen Wege im Saarland dankend an und vernetzen sich und ihre Bandprojekte auf eine für die Vielfalt des Projektausstoßes innerhalb der Region äußerst förderliche Weise. Die ganz jungen Spieler – in der Mehrzahl noch Schüler und auf dem Weg zu einem (Musik-)Studium – leben relativ lange in ihrer saarländischen Heimat, nicht nur weil die Intimität und fürsorgliche Atmosphäre dieses Landstrichs sich gut dazu eignen, noch ein oder zwei Jahre länger als geplant in der Heimat zu bleiben und bequem zu Hause zu leben, sondern es lockt hier auch verstärkt die Möglichkeit, schon sehr früh in qualitativ hochstehende Bandprojekte eingebunden zu werden. Die Beispiele von Daniel Prätzlich (als Schlagzeugstudent schon Mitglied einiger Formationen um den Posaunisten Christof Thewes), Endi Caspar (als Gitarrist Mitglied in Projekten Wollie Kaisers) oder Manuel Krass (Jazz-Student im vierten Semester an der HfM, als Pianist in der Klezmer-Formation Helmut Eiseles) lassen hier eine erfreuliche Tendenz erkennen. Zudem bieten die Strukturen der HfM Musikern, die noch zur Schule gehen, immer wieder die Chance, als Jungstudierende Hochschulluft zu schnuppern.

Ein dichtes Nebeneinander der unterschiedlichen Generationen innerhalb bestehender Bandprojekte bildet also in der Saar-Szene den Humus für eine kreativitätsfördernde, kollegiale Zusammenarbeit: langjährige Profis (u. a. Christof Thewes, Reiner Kutenberger, Oliver Strauch, Wollie Kaiser, Michael Hupperts, Achim Rupp, Claas Willeke) greifen bei der Wahl ihrer Mitmusiker immer wieder in den Pool der ganz jungen, noch im künstlerischen Wachsen begriffenen Generation. Ergebnis-

se dieser begrüßenswerten Entwicklung sind dann in einigen Fällen extrem vielfältig strukturierte und musikalisch spannende Bandprojekte, eine überdurchschnittliche Genre-Vielfalt im Bandbereich, Konzepte von traditionellem Jazz bis hin zur Freien Improvisation.

Wenn die jungen Spieler dann einmal ihre (musikalische) Heimat verlassen – sei es, um zu studieren oder andere Ausbildungswege zu beschreiten –, stellen Elite-Projekte wie das JugendJazzOrchesterSaar einen immer wiederkehrenden persönlichen und musikalischen Kontakt zur Heimat her, lassen bestehende Bandprojekte diesen biographischen Bruch oft besser überstehen.

Die saarländische Heimatidylle birgt aber durchaus auch einiges an Gefahren: Mit der Illusion des Vorhandenseins aller zum künstlerischen und ökonomischen Überleben nötigen Dinge und ihren leicht zu knüpfenden internen musikalischen und außermusikalischen Verbindungen verhindert – anders als in anderen Regionen – die sprichwörtliche saarländische Nestwärme sowohl im Bereich des generellen Lebensgefühls als auch innerhalb der Band-Infrastrukturen eine frühe Vernetzung mit den Nachbarregionen und den deutschen Jazz-Metropolen und damit eine frühe Gewöhnung an einen Austausch über weitere Strecken, die Förderung überregionaler Bandprojekte.

Im übrigen läßt sich, sowohl im Bereich der HfM, aber auch im übrigen Szenensegment, ein regionaler Paradigmenwechsel in der ästhetischen Vernetzung von Ensembleprojekten feststellen: genreübergreifende Projekte der Bereiche Jazz/Improvisation – Elektronische Musik – Alte Musik – der Pop-Musik sind dabei, in den unterschiedlichsten Konstellationen Koalitionen einzugehen.

Im Vergleich zu der eher gut funktionierenden Zusammenarbeit innerhalb der Saar-Szene des Jazz/der Improvisierten Musik auf organisatorischem und ästhetischem Gebiet erscheint der Bereich der SaarLorLux-Vernetzung eher als ein trübes Kapitel.

Wegen der saarländischen Randlage angewiesen auf eine stabile, grenzüberschreitende Zusammenarbeit und damit internationale Vernetzung, gestaltet sich die Kooperation vor allem mit Frankreich als außerordentlich schwierig. In vielen Fällen verhindern die viel zu stark auf Paris fixierten, restriktiven Organisationsstrukturen der französischen Kul-

turpolitik die Verwirklichung hervorragender gemeinsamer Projektideen, die letztendlich zwar von der deutschen und französischen Seite entwickelt, aber aus dem fernen Paris nicht mit dem angemessenen Respekt behandelt werden. Die grenznahen Regionen innerhalb Frankreichs scheinen hier politisch weniger stark zu sein, als es für eine funktionierende Zusammenarbeit wünschenswert sein muß. Der grenzüberschreitende Kontakt zu französischen Ensembles bzw. bilateralen Projekten findet leider weitestgehend nur im Bereich privater Initiativen oder privater Initiatoren wie z. B. den beiden Musikern und Hochschullehrern Oliver Strauch und Laurent Gautier oder den Organisatoren des saarländischen Jazz-Syndikats statt. Offizielle deutsche und französische Kulturinstitutionen arbeiten hier mit viel zu geringem Erfolg zusammen, als daß die (jungen) Musiker innerhalb der Szene davon profitieren könnten.

Allerdings ist der Kontakt zur luxemburgischen Szene dabei, sich vor allem durch die wachsende Zusammenarbeit der HfM mit dem Conservatoire in Luxemburg (und seinem Leiter Gast Walzing) und dem Organisator des Jazzbereichs der Abbaye de Neumünster (Raymond Horper) bzw. der JAIL-Initiative (Marco Reusch) zu beleben.

Blickt man auf die vorhandene Substanz der saarländischen Jazzszene und versucht einen Ausblick auf die kommenden Jahre, ist durchaus Optimismus angebracht. Trotz aktueller Wirtschaftskrise und der oft damit einhergehenden Diskussion über die Relevanz und Attraktivität kultureller Nischenprodukte – und dazu gehört der Jazz, zumindest im Bereich der gesamtkulturellen Prioritätensetzung der sogenannten Entscheider, immer noch – scheint die Dynamik des saarländischen Kulturlebens, vor allem im Segment von Jazz und Improvisierter Musik, so stark und ausgestattet mit einem wachsenden Selbstbewußtsein zu sein, daß die Frage für viele deutsche Jazzmusiker demnächst lauten sollte: Warum war ich eigentlich noch nie dort?



»Fernab des üblichen Schundverdachts« Über die deutschsprachigen Ahnen des modernen Krimis

Dieter Paul Rudolph, gebürtiger Blieskasteler, studierter Germanist, selbst Autor zweier Kriminalromane, Mit-Herausgeber des *Krimijahrbuchs* und Betreiber des Weblogs *Watching the detectives*, veröffentlicht seit einigen Jahren im Internet in seiner *Criminalbibliothek* des 19. und frühen 20. Jahrhunderts (www.alte-krimis.de) vor allem verschollene und vergessene Kriminalromane und Krimis anderer literarischer Formen. Zehn dieser Werke erscheinen seit Ende 2008 auch gedruckt als *Criminalbibliothek 1850–1933* in der Edition Köln. Rudolph hat in einem Artikel der *Saarbrücker Zeitung* (16.4.2009) viele Regionalkrimis als »dürftig geschriebene Massenware« abgekanzelt. Die *Saarbrücker Hefte* haben ihn vor allem zu seiner Entdeckerarbeit befragt.

Wie kamen Sie dazu, sich mit Krimis aus dem 19. Jahrhundert zu beschäftigen?

Am Anfang stand die beunruhigende Erkenntnis, daß ich zwar die Geschichte der angelsächsischen, der amerikanischen und der französischen Kriminalliteratur einigermaßen kannte, von der Geschichte deutschen Krimischaffens aber wenig wußte. Was nicht überraschend war, denn kaum jemand hatte sich bisher ernsthaft dafür interessiert. Natürlich gab es einige »klassische Kriminalnovellen«, Fontanes *Unterm Birnbaum* zum Beispiel oder *Die Judenbuche* von Annette von Droste-Hülshoff. Aber war das wirklich alles? Oder anders gefragt: War alles andere nur der hinlänglich bekannte »Schund«? Also habe ich ein wenig im Altpapier der Antiquariate gestöbert – und hatte unglaubliches Glück, gleich auf einige Pretiosen zu stoßen. Die Erzählungen von Jodocus Donatus Hubertus Temme etwa, eines nach den Unruhen von 1848/49 in die Schweiz emigrierten Juristen und Politikers. Nach und nach hat sich ein faszinierendes Panorama fernab des üblichen »Schundverdachts« entfaltet. Was ich da zu lesen bekam, war aufklärerisch, nicht selten politisch. 2006 habe ich dann auf eigene Kosten Carl von Holteis *Schwarzwaldau* aus dem Jahr 1856 herausgegeben, einen sehr merkwürdigen Krimi mit vertrackter Psychologie und genauem Zeitbild. Ja – das nennt man dann wohl »Blut geleckt«. Auf der Internetseite alte-krimis.de biete ich seitdem Faksimileausgaben solcher zumeist vergessenen Beispiele deutschsprachiger Kriminalliteratur an.

Der Büchermarkt wird geradezu überschwemmt von Kriminalliteratur. Da bleibt einem passionierten Leser kaum Zeit, das aktuelle zu lesen. Gibt es für Sie andere als literaturhistorische Gründe für die Beschäftigung mit Krimis aus dieser Zeit?

Daß wir seit Jahren einen »Krimiboom« miterleben können, ist richtig. Aber sollte uns die schiere Masse des Gedruckten davon abhalten, wichtige Literatur zu publizieren? Und alte Krimis sind eben nicht nur ein mehr oder weniger obskurer Nebenschauplatz der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts. Sie sind – nicht alle, aber viele schon – eine Sonde, die direkt in die politischen, sozialen und psychischen Befindlichkeiten jener Epoche geführt wurde. Denn Krimis sind nun einmal »trivial«, sie wenden sich an ein Publikum jenseits des Bildungshorizonts und führen dorthin, wo »Hochliteratur« gemeinhin nicht vorkommt. Es ist kein Zufall, daß sich Kriminalliteratur ausgerechnet seit der Mitte des 19. Jahrhunderts entwickelt hat. Es war eine Übergangszeit, in der sich Menschen zwischen alten und neuen Werten befanden, und zwar auf allen Ebenen. Den daraus resultierenden Kampf, die Verunsicherung kann man kaum besser als in der Kriminalliteratur dieser Zeit nachvollziehen.

Eine spannende Beschäftigung also, die weit über ein rein literaturhistorisches Interesse – das natürlich ebenfalls vorhanden ist – hinausreicht.

Krimis gelten, wie Sie selbst schon sagen, gemeinhin als Trivialliteratur. Es gab jedoch immer auch

Autoren, Sie nannten einige, z. B. Schiller, Raabe, Fontane, die Droste, die, zur »hohen« Literatur zählend, Elemente des Krimis einfließen ließen bzw. Krimis selbst schrieben. Worin sehen Sie das Besondere der von Ihnen wieder zugänglich gemachten Krimis?»

Ersparen Sie mir die Diskussion, ob Schiller bereits »Krimi« ist oder vielleicht gar schon Shakespeare ... Das, was wir heute »Krimi« nennen, hat sich Mitte des 19. Jahrhunderts zu entwickeln begonnen – aus vielerlei Gründen, von den Auswirkungen diverser Strafrechtsreformen über literarische Strömungen, die »das Kriminelle« in mancherlei Form thematisierten oder vorbereiteten (Romantik und Realismus vor allem) bis zur Entstehung moderner »Massenmedien«. Besonders der letzte Punkt ist eminent wichtig, denn er bringt das Element des Trivialen mit ins Spiel, ohne das Krimi nicht denkbar wäre. Nicht zufällig beginnt der Krimi gleichzeitig mit dem Auftauchen der Familienzeitschriften. Die, von denen hier nur die einflußreichste, *Die Gartenlaube*, genannt sei, sahen ihre Bestimmung darin, Lehrreiches mit Unterhaltendem zu vermischen. Sie wurden hierzulande zum Publikationsort für die ersten Exempel von »Krimi«. Kurzgeschichten, Novellen, später dann auch Fortsetzungsromane. Übrigens erschien auch Fontanes *Unterm Birnbaum*, heute als »klassische Kriminalnovelle« gerühmt, erstmals in der *Gartenlaube* – und Raabes *Stopfkuchen* nutzt gerade das Triviale des Genres ganz unvergleichlich für andere Zwecke ...

Die *Criminalbibliothek* möchte also diese frühen Beispiele einer für breite Leserschichten geschriebenen, im besten Sinne »trivialen« Kriminalliteratur wiederentdecken. Wobei, das muß auch einmal gesagt werden, Schillers *Geisterseher* etwa nicht weniger solche Elemente des Trivialen aufweist. Sie liegen aber unter dem Mäntelchen der Hochliteratur.

Welche Funktion hat die frühe Kriminalliteratur erfüllt, der Sie sich zugewendet haben? Ist sie aufklärerisch oder nur unterhaltend?

Sie ist zunächst einmal ein Spiegel der Zeit, in der sie entstanden ist. Etliche Autoren – Temme, Streckfuß, Braun – waren direkt in die Ereignisse von 1848 verwickelt, sie nutzten die Kriminalerzählung als Mittel zur Aufklärung. Und die andere Seite hat das sehr wohl erkannt. Als zweiter Band der Reihe ist *Herr von Syllabus* von Benno Bronner erschie-

nen, die wohl erste Parodie der Kriminalliteratur. Hier wird *Die Gartenlaube* im allgemeinen und speziell die in ihr zu lesende Kriminalgeschichte als Ausgeburt der Industrialisierung, der Modernisierung, sprich: eines gottlosen Jahrhunderts verunglimpft. Benno Bronner hieß übrigens im wirklichen Leben Wilhelm Molitor, wurde in Zweibrücken, also »fast« im Saarland, geboren und hat unter anderem die heute noch existierende Zeitung *Rheinpfalz* gegründet.

Sicher ist das eher aufklärerische Element bis zum Ende des 19. Jahrhunderts weitgehend aus der deutschsprachigen Kriminalliteratur verschwunden. Was an der zunehmenden Kommerzialisierung liegen mag, an der Übernahme anderer Modelle – vor allem des Sherlock-Holmes-Modells. Aber erstaunliche Beispiele einer dicht an der Wirklichkeit operierenden Kriminalliteratur finden sich dennoch.

Sie sagen selbst, auch diese frühen Werke operierten dicht an der Wirklichkeit. Heute gehört dazu das Lokalkolorit einer Stadt, z. B. das Venedigs, Paris oder Athens, oder einer Region, zum Beispiel Siziliens, der Eifel, angereichert durch regionale Spezialitäten, hier an der Saar Kohle und Stahl, woanders Schiffswerften etc. Wie spiegelt sich die Wirklichkeit des 19. Jahrhunderts in den Krimis wieder?

Nein, das Phänomen des »Regionalkrimis« ist im 19. Jahrhundert unbekannt. Sehr häufig werden auch keine konkreten Örtlichkeiten benannt, ein Roman spielt dann zum Beispiel in P... Was in diesen alten Krimis aber immer präsent ist, sind die Denk- und Verhaltensweisen der Zeit. Die heutigen »historischen Kriminalromane« kranken ja zumeist daran, daß sie zwar Faktisches verarbeiten, das uns heute aber zum Teil völlig fremd gewordene Denken überhaupt nicht mehr darstellen können. In den alten Krimis spiegelt sich auch das Alltagsleben der Leute ebenso wie die großen sozialen Verwerfungen, die gesellschaftlichen Veränderungen. Der Abstieg des Adels, das Aufkommen des Kapitalismus – das sind unter anderem Themen, die in Romanen wie Emilie Heinrichs' *Leibrenten* und Carl von Holteis *Schwarzwaldau* oder Temmes Erzählung *Der letzte seines Stammes* eine Rolle spielen.

Mit Arthur Conan Doyles Sherlock Holmes betritt der Serienheld die Bühne. Seither zieht beinahe eine Unzahl an (Privat-)Detektiven, Kommissaren oder

Antibelden umber, um Morde und andere Ungebeuerlichkeiten aufzuklären. Gab es bei den frühen Krimis ebenfalls Serien und Serienhelden? Haben sich diese Figuren im Laufe der Zeit weiterentwickelt?

Der Serienheld entwickelt sich eindeutig erst mit Sherlock Holmes. Rasch finden sich auch hierzulande Nachahmer, manche durchaus originell wie etwa Balduin Grollers Dagobert Trostler. In der deutschsprachigen Kriminalliteratur ist es Auguste Groner, die – etwa zeitgleich mit Doyle – eine Serienfigur einführt, den Detektiv Müller. Beide, Groller und Groner, kamen übrigens aus Österreich. Gut, bei Temme finden wir schon einige Jahrzehnte zuvor den namenlosen Criminalrichter. Entwicklung wie in modernen Kriminalromanen kennen diese Figuren aber kaum. Sie sind die aufklärende Instanz, ihr Privatleben – heutzutage ja manchmal penetrant im Vordergrund – interessiert nicht.

Dieses weitgehende Fehlen eigenständiger Serienfiguren ist sicher ein Grund, daß die deutsche Kriminalliteratur in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts etwas den Anschluß verliert. Die wirklich populären Gestalten sind allesamt importiert: Chestertons Father Brown, der durch den aufkommenden Heftroman populäre Percy Stuart oder Asbjørn Krag des in den zwanziger Jahren äußerst beliebten Norwegers Sven Elvestad.

Die Bestseller operieren heute gerne mit den kulinarischen Genüssen ihrer jeweiligen Bezugsregion. Dem Leser wird qua Krimi ein verkapptes Koch- und Backbuch einer Region mitserviert. Finden sich in den alten Krimis bereits derartige »Nebenkriegsschauplätze«?

Nein, eindeutig nicht. Wir konstatieren heute ja durchaus, wie »Krimi« immer mehr zur bloßen Transportform für allerlei Marketinggags verkommt. Das Verbrechen wird zum »Event«, man lockt die Leute mit dem

Der reiche Öconom, Herr Blasius Scheuermann, kam in ganz sonderlicher Stimmung aus der nahen Residenz nach Hause gefahren. Er war offenbar verdrießlich, aber noch mehr zerstreut. In der Kutsche ließ er nicht nur den Regenschirm, sondern auch die goldene Schnupftabakdose zurück; den Braunen, welcher ihn in munterem Trabe heimgebracht hatte, führte er anstatt zum Stalle zu der offenen Küchenthüre, so daß die stattliche Hausfrau, seine Gattin, die gerade am Herde stand, vor Befremden nicht wußte, was sie sagen sollte. Der Eheherr aber wurde über sein zerstreutes Wesen nur um so verdrießlicher, schalt barsch, daß der Knecht nicht zur Hand war, und als dieser endlich erschien, warf er ihm brummend den Zügel des Pferdes zu, und trat in's Wohnzimmer, wo ihm Friederike, seine blühende Tochter, umsonst mit dem freundlichsten Gesichte entgegenkam. Der sonst so gutmüthige, heitere Mann warf sich in den Sessel und verlangte einsilbig sein »Gutteh.« Sein Vater hatte seiner Zeit sein »Bieruhrenbrod« gegessen; aber man muß doch zeigen, daß man auf der Landwirtschaftsschule in Pflugfelden gewesen, und daß man auch in Beziehung auf das Vesperbrod dem Fortschritt huldige und der Culturgeschichte Rechnung zu tragen wisse. Deßhalb verlangte Herr Scheuermann mit Recht sein göuter.

»Was hat denn der Vater?« – fragte die Tochter in der Küche die Mutter, welche eben die fette Sahne für den Nachmittagskaffee in das altmodische, aber kostbare Porzellan goß.

»Ich weiß nicht« – war die Antwort. – »Er wird keine guten Geschäfte in der Residenz gemacht haben. Hat wieder mit Actien und Staatspapieren zu thun gehabt.«

»Die ihn noch zu Grunde richten werden« – sprach das Mädchen mit einer Bestimmtheit, welche Niemand aus ihrem großen milden Auge heraus gelesen hätte.

»Nun, Rike, davon verstehst du nichts« – versetzte die Mutter im Tone der Autorität und Erfahrung. »In Geldsachen kann man nicht alle Tage Glück haben. Die neue Creditbank trägt ihre guten Zinsen, und die zwanzig Procente von der Seidenspinnerei sind auch nicht zu verachten.«

»Aber die armen Arbeiter sind zu bedauern« – sagte die Tochter vor sich hin und seufzte.

»Rike sei mir nur nicht zu weichherzig und gleich so gerührt über fremdes Schicksal« – mahnte die Mama in ernstem Tone, aber ganz gut gemeint. »Wo kömmt du damit hin?

Wiedererkennungswert einer Örtlichkeit, leckeren Kochrezepten etc. Die alten Krimis sind da ernsthafter. In vielen geht es tatsächlich auch um moralische Fragen.

Mit dem Detektiv oder Kommissar oder wer auch immer im einzelnen die Aufklärungsarbeit leistet, wird genau dies verbunden: Aufklärung, Erhellung des Tathergangs, Verdeutlichung des Motivs, Auffinden von Indizien, Zusammenführen der einzelnen Bausteine zu einem Gesamtbild, darauf abzielend, den Täter zu überführen. Ist das Verbrechen aufgeklärt, scheint die Welt wieder in Ordnung zu sein, (fast) alles kann wieder in seinen bisherigen Bahnen weitergehen. Gab es bereits in den frühen Krimis Anzeichen dafür, daß es nicht immer gut ausgehen, nicht jeder Fall aufgeklärt werden und nicht alles ans Licht kommen kann? Gab es auch schon Werke, die wir heute »Noir« nennen würden, und bei denen der Leser am Ende mit unbeantworteten Fragen zurückbleibt, die Welt nicht wieder heil geworden ist?

Dazu muß ich ein wenig ausholen. Das Grundmuster für diese Art von Kriminalliteratur, in der Aufklärungsarbeit und Deduktion/Indiziendeutung als ihre wichtigsten Hilfsmittel im Mittelpunkt stehen, sind sicherlich die Geschichten von Edgar Allan Poe (*Die Morde in der Rue Morgue, Der gestohlene Brief*). Mehr als ein Jahrzehnt davor, genau: im Jahre 1828, hat der deutsche Dramatiker Adolph Müllner bereits eine Erzählung verfaßt (*Der Kaliber*), in der ein Mord durch Indizienbeweis und »Polizeiarbeit« aufgeklärt wird. Nur: Zum Erfolgsmodell wurde das erst seit Doyle und Sherlock Holmes. Was wir heute unter der Dramaturgie von Kriminalromanen verstehen, also den Spannungsbogen, die Frage nach dem »Wer war's?«, spielt zwischen 1850 und 1890 eine eher geringe Rolle. Sehr viel häufiger erleben wir, daß der moralische Druck zur Überführung der Täter führt, das Verbrechen steht im Mittelpunkt, weniger seine Aufklärung. Überraschenderweise sind viele der besten Exempel

Mach' es wie deine Mutter! Jeder Mensch braucht seine Rührung. Wenn ich sie nöthig habe, lese ich etwas Trauriges oder Entsetzliches. Du hast ja die »Gartenlaube,« die dein guter Vater für deine Ausbildung hält.«

»Zu meiner Ausbildung!« – wiederholte die Tochter, und die großen blauen Augen senkten sich mit vielsagendem Ausdruck auf den kalten Rehbraten, welchen sie eben für den Bedarf des väterlichen Vesperbrodes zusammen schnitt.

Es hatte dabei nämlich eine besondere Bewandniß. So sehr sich die Tochter sträubte, die »Gartenlaube« zu lesen, so unbeugsam bestand der gute Vater auf dem Abonnement. Er hatte für solche Dinge seine eigenen Autoritäten, von welchen er nicht leicht abzubringen war. Sein verehrter Nachbar, der Hüttenwerkbesitzer Hähnchen hatte ihn darüber in's Klare gesetzt, daß die »Gartenlaube« zum Gradmesser der Cultur eines gebildeten Hauses des neunzehnten Jahrhunderts gehöre; und Papa Scheuermann wollte durchaus diese Bildung in seinen vier Wänden haben. »Punctum« – pflegte er zu sagen, und dann wußten Mutter und Tochter, daß das Urtheil des höchsten unfehlbaren Gerichtshofes gefällt sei, wogegen zu appelliren ein Unding gewesen wäre.

Wilhelm Molitor (1819–1880), so Bronners bürgerlicher Name, studierte Jura und Philosophie, bevor er sich der Theologie zuwandte. 1851 zum Priester geweiht, wirkte er zunächst als Sekretär des Speyerer Bischofs Weis, dann als Kapitular im dortigen Dom, bevor ihn Papst Pius IX. zur Vorbereitung des Ersten Vatikanischen Konzils nach Rom berief. Etliche Jahre war Molitor Mitglied des bayrischen Landtags, gründete u. a. die Tageszeitung *Rheinpfalz* und den Pfälzischen Pressverein. Schon in jungen Jahren als Lyriker und Dramatiker hervorgetreten, schuf er eine Reihe theologischer, juristischer und literaturwissenschaftlicher Werke, versuchte sich aber auch als Autor historischer Romane und Novellen. Der 1873 erschienene *Herr von Syllabus* ist sein einziger Beitrag zur Kriminalliteratur – und ein Werk von besonderem Rang: die vielleicht erste Parodie des Genres.

dieser frühen Kriminalliteratur eindeutig das, was wir heute »psychologische Krimis« nennen würden – einer Patricia Highsmith sehr viel näher als zum Beispiel einem Arthur Conan Doyle. Es gibt Ausnahmen, etwa bei Temme oder Holtei, aber häufig kennen wir die Täter. Auch Polizei und Detektive treten relativ selten auf – was unter anderem daran liegt, daß es sie in der uns heute bekannten Funktion schlicht nicht gegeben hat. In Karl Haffners *Der Polizei=Spion* von 1866 etwa erleben wir das Entstehen der »zivilen Polizei« (also unserer heutigen Kriminalpolizei) in Wien – und stellen mit Erstaunen fest, daß diese Leute bei der Bevölkerung als »Spione« galten, also keineswegs als »Hüter von Recht und Ordnung«, als Krimihelden folglich eher untauglich waren. Das ändert sich aber allmählich. Indizien gewinnen an Bedeutung, weil sie das auch in der realen Rechtspraxis tun. Ich habe mit *Der tolle Hans* von Adolf Streckfuß ein solches Exemplar stringenter Beweisführung durch Indiziendeutung für die *Criminalbibliothek* ausgewählt.

Mit einem Happy-End endet das durchaus nicht immer. In Emilie Heinrichs' *Leibrenten* etwa bleiben die Morde ungesühnt. Temme hat mit *In einer Brautnacht* (dessen Vorlage ein tatsächlicher Kriminalfall war) gar den ersten »Noir« der Kriminalliteraturgeschichte verfaßt, ein äußerst fatalistisches Stück »schwarze Literatur«, in dem zwar die Täter gefaßt und bestraft werden, gleichzeitig aber auch die Ausweglosigkeit, in der sich das Opfer befindet, in den Vordergrund gerückt wird.

Wie erfolgreich ist Ihre Internet-»Criminalbibliothek«? Sie werten sicher die Zugriffe aus.

Die Site verzeichnet aktuell etwa 30 000 Zugriffe – pro Monat. Das ist recht ordentlich. Da viele Leser mehrere Seiten anklicken, also mehr als einmal »zugreifen«, heißt das natürlich nicht, daß täglich 1000 verschiedene Interessenten vorbeischaun ... aber erstaunlich viele wohl doch.

Sie schreiben selbst ja auch Krimis. Wie würden Sie Ihre beiden Werke einordnen?

Oh, die schwierigste Frage haben Sie sich für den Schluß aufgehoben ... Also: realitätsnah, keine Angst vor dem Trivialen, niemals aus dem Auge lassend, daß auch Kriminalliteratur *Literatur* ist und deshalb Anspruch darauf hat, in einer angemessenen Sprache verfaßt zu

werden. Mein nächster Roman ist übrigens ein »alter Krimi«. Er spielt im 23. Jahrhundert, das aber eigentlich das 19. ist. Ein »historischer Krimi aus der Zukunft«.

Für die Saarbrücker Hefte Herbert Temmes

Junge Literatur der Region

Auf den folgenden Seiten stellen die *Saarbrücker Hefte* junge Autorinnen und Autoren vor und dokumentieren erstmals sozusagen en bloc den literarischen Nachwuchs aus der Region. Der Auswahl liegt der Gedanke zugrunde, Jüngeren, von denen bislang keine selbständige Veröffentlichung vorliegt, eine Plattform zu bieten. Die Redaktion hat keine inhaltlichen oder formalen Voraussetzungen für die Texte formuliert, sondern bei den Autoren angefragt, was sie in den Schubladen haben. Lediglich die Entscheidung, welcher Text oder welche Gedichte abgedruckt werden, hat die Redaktion getroffen, da von den Autoren ausnahmslos mehrere zur Verfügung gestellt wurden. Bei den erzählerischen Formen wurden eher kürzere Texte bevorzugt. Wir danken Klaus Behringer, dem Vorsitzenden des Verbands deutscher Schriftsteller – Landesverband Saar, der den Kontakt zu einigen jungen Autoren hergestellt hat.

Anna Carina Mensch, Zwischenlandung
Alexey Weissmüller, Erstes Gedicht
Laura Ziegler, Moderne Rollstühle
Alexey Weissmüller, Zweites Gedicht
Katrin Ziegler, M.U.S.E
Alexey Weissmüller, Drittes Gedicht
Alexander Manderscheid, Der Pol
Frank Scheidt, dAnn
Dominik Stutz, Schneesturmluft
Frank Scheidt, Eher nicht
Frank Scheidt, Alle Geschichten

Zwischenlandung

Von Anna Carina Mensch

Wieder hängen meine Augen an den zwei kleinen schwarzen Ziffern, in der Mitte des Papiers eingepfercht in einen dicken Kasten, daneben das Wort, das alles Herausragende in sich begräbt und von nun an mein Leben bestimmt: Durchschnittsnote 1,5. Stolz haben sie mir in grauen Sakkos die Hand geschüttelt, als müsste ich ihnen für diese Zahl unter meinem Namen dankbar sein. Das breite Parkett reckte seine Köpfe nach mir, da mein Name durch das Mikrofon gerufen wurde, ich den Krepp glattstrich, klackenden Schrittes die Stufen hinaufging und mich einreihete in die Riege der glänzenden Mienen, mit denen ich nun den Schreibtisch des Direktors ziere. Da steht dir ja die Welt offen!, hat die Nachbarin hysterisch geschrien und mir auf die Schulter geklopft.

Ich blättere in dem dicken Buch, das seit dem Besuch des Studienberaters auf dem Regal liegt. Medizin, Psychologie, Philologie, klingt alles spannend. Dann lege ich es aus der Hand. Es ist still im Haus, ich höre den Wecker in der Küche ticken. An der hellblauen Tapete, die über die Jahre bleich geworden ist, haften noch Poster aus dem vergangenen Jahrhundert: Bob Marley, Jim Morrison, Kurt Cobain. Und Janis Joplin mit ihrem ekstatischen Lachen über dem Bett, wo sie sich eines Abends mit der Decke drehte. Ansonsten ist das Zimmer leer.

Nicht einmal mehr Kisten warten darauf, abgeholt zu werden. Auf dem Schreibtisch steht, eingeritzt mit einem Schlüssel in ein spitzes Herz: M+J forever. Vier Jahre sind wir jetzt schon getrennt. Im Kleiderschrank nur Klamotten, die ich immer noch nicht aussortiert habe: alte Pullis, das hellblaue T-Shirt mit Sonnenblume, mein Lieblingssommerkleid, das mir seit drei Jahren nicht mehr passt. Keine fünf angefangenen Bücher mehr neben dem Bett, keine Tropfkerzen auf der Fensterbank, kein Plattenspieler, keine Pflanzen mit vergilbten Blättern, keine Blusen, die auf dem Sofa zerknittern.

Am liebsten stünde ich schon am Flughafen, säße im Flugzeug, weg, vorbei der Abschied, kein Denken mehr, nur aus dem Fenster schauen, spüren wie der Flieger losrollt, immer schneller wird, wie vor der kleinen Luke das Grün des Waldes rund um den Flughafen mit dem Grau der Startbahn verschwimmt, wie wir dann abheben, schief in der Luft hängen, in den Sitz gepresst immer höher hinaufsteigen, bis das rote Lämpchen über dem Kopf zu leuchten aufhört. Dann ist es unter uns schon weit und großflächig gewor-

den, wieder grüner, mal mehr braun, mal grau. Für den dicken Brillenträger neben mir, den ich nicht kenne, ist es kein Wunder mehr zu fliegen. Schon nach zehn Minuten schnarcht er. Ich stöpsle meine Kopfhörer ein, gespannt, was Jacky mir aufgenommen hat. Stairway to heaven. Ich war dreizehn, da ich am Fenster stand und auf die Schleierballen im Garten der Nachbarin hinaussah, auf die tropfenden Spinnennetze, die vom Gebälk herabhingen. Ich hob die Matratze aus dem Bett und legte sie auf den Boden. Abends las ich bei schwachem Licht Christiane F., schaute immer wieder aus dem Fenster in die Laternen an den leeren Straßen. Ich dachte an das Bett, das Detlef frisch bezog, wenn Christiane ihn besuchte. Eine Weile ernährte ich mich von Quarkfein, kaufte Roth-Händle, von denen mir übel wurde, ich strickte mir einen kratzigen Schal, der bis zu den Knien reichte und trug die Lederjacke vom Flohmarkt auch im Januar. Weißt du noch, wie alles begann, hatte sie mir auf einen Zettel geschrieben und ein Smiley daneben gezeichnet. Ja, ich weiß genau, es begann in dem Sommer, als ich nicht mit Mama und Papa nach Italien fuhr, sondern zur Lindenstraße die Treppen hinaufging.

Jetzt stehen sie da unten und gucken dem Flieger nach, der längst hinter den Wolken verschwunden ist. Er nimmt sie in den Arm, sie zerknauscht das nasse Taschentuch und guckt weg. Abends sitzen sie zu zweit am Tisch. Er studiert das Fernsehprogramm, sie sagt: so siehst du ja gar nicht, was du isst. Ich sehe Wasser, überall Wasser unter uns.

Eine rothaarige Frau, die keinen Meter siebzig groß ist, fragt zum dritten Mal, ob ich was trinken will. Ich bestelle einen Schnaps. Sie sieht mich entgeistert an, findet dank langer Routine aber eilig ihr Lächeln wieder. Die wärmende Flüssigkeit hilft mir, für eine Weile die Augen zu schließen.

Ich träume, dass mein Flieger endlose Runden um die Welt dreht und ich bloß noch von oben die Erde betrachten kann. Ich fühle, wie von beiden Seiten die Wände des Flugzeuges immer mehr auf mich zukommen, bis ich zwischen dem dicken Schnarchkopf und dem Fenster eingequetscht bin. In dieser Position bin ich gezwungen, aus dem Fenster zu schauen, ich sehe Wasser, sehe grün, doch ich weiß, dass ich nie wieder im Meer schwimmen, niemals mehr im Sommer auf einer Wiese liegen werde. Es gibt keinen Ausweg, als die Scheibe zu zertrümmern und hinauszuspringen. Ich laufe immer wieder im Korridor des Flugzeuges auf und ab, kann mich nicht entscheiden, zu springen oder ewig sitzen zu bleiben. Die anderen Fluggäste scheinen gar nicht zu bemerken, dass der Flieger kein Ziel erreicht, sondern sich immer im selben Kreis bewegt. Sie hängen schläfrig in ihren Sitzen, mampfen Kartoffelbrei aus weißen Plastikbehältern, trinken Dosenbier und erfreuen sich an steuerfreien Parfums und Uhren in der Werbezeitschrift

der Fluggesellschaft. Ich versuche, mit ihnen zu reden, aber jedes Mal, wenn ich den Mund aufmache, kommt nichts heraus. Sie hören mich nicht, bemerken nicht einmal, dass ich unaufhörlich hin und her laufe. Bevor ich mich entscheide, tippt mir jemand an die Schulter. Junge Frau, sagt die Stewardess, das Flugzeug ist soeben zwischengelandet. Der Aufenthalt beträgt vier Stunden.

Ich schnappe meine Tasche und sehe, dass der Himmel heute Nacht sehr klar ist.

Vielleicht kann man sogar Sterne zählen.

Anna Carina Mensch, geb. 1985, aufgewachsen in einem Dorf in der Westpfalz, studiert seit 2006 Interkulturelle Kommunikation/Französische Kulturwissenschaften, Deutsch als Fremdsprache und Komparatistik in Saarbrücken, seit Herbst 2008 an der Sorbonne Nouvelle in Paris.

Erstes Gedicht

Ein Suchender, der wird stets finden.
Im unendlichen Raum,
da ist das Angebot reich:

Such' mal hier hinten, unter
den Linden.
Oder
Teich.
such' mal im
Oder

Du wirst schon was finden.

Moderne Rollstühle

Von Laura Ziegler

Wenzel war auf eine als Schmetterling getarnte Anti-Personen-Mine getreten. Jetzt musste er eine Beinprothese tragen und Rollstuhl fahren. Früher hatte er Socken getragen, auf denen die Reflexzonen der Füße eingezeichnet waren. So konnte er sich selbst die Füße korrekt massieren, wenn er heimkam. Er war seit diesem Unfall im Irak zum Alkoholiker geworden. Wenzel trank sein Heineken Bier aber nur aus 2-Liter-Plastik-Botteln, denn diese Flaschen waren recyclebar. Oft saß Wenzel gelangweilt auf seinem Stuhl und starrte eine Keramikfigur an, die er vor zehn Jahren aus einem Ecuador-Urlaub mitgebracht hatte. Diese Figur hieß EL EKEKO und war mit Anweisungen beschriftet wie zum Beispiel: Häng Zeug an mich dran, dann erfülle ich Deine Wünsche! Wenzel hatte Geldscheine, kleine Plastikschuhe und ein Körbchen dran gehängt. Aber bisher war er weder reich geworden oder hatte Geschenke bekommen, noch war ihm ein neuer Fuß zum Massieren gewachsen. Die Möglichkeit wieder gehen zu können war sein größter Wunsch, und er hatte Komplexe, weil er im Rollstuhl von den anderen Menschen überblickt wurde. In seiner Langweile hatte er aus Papier, alten T-Shirts und Plastiktüten einen Fußball gebastelt. Fußballspielen war bis auf einkaufen gehen und lesen seine einzige Alltagsbeschäftigung. Natürlich klappte das Fußballspielen im Rollstuhl nicht so richtig. Mit dem Fußballwahn und diesen proletenhaften Fußballspielern konnte er nichts anfangen. Er spielte nur gerne Ball. Fernsehschauen fand er auch langweilig. Fernsehfolien waren zwar praktischer als die Apparate, die es mal gab. Aber er verabscheute Fernsehen. Am Kiosk an der Ecke konnte er sich die Tageszeitung kaufen, auf der bewegte Bilder zu sehen waren. Das fand er informativ. In der Zeitung hatte er gestern gesehen, dass das Essen beim Großen Goldenen M nur noch aus Plastik bestand. Es gab trotzdem noch Leute, die dort aßen. Wenzel ging zu Harrys Fischbude. Dort aß er jeden Donnerstag Kugelfischsuppe und zum Nachtisch Erdbeerbananen. Bananen waren genetisch verändert worden, sodass sich im Inneren der Banane Erdbeermasse befand. Harry war ein aggressiver Vietnamveteran, der dauernd wegen Kleinigkeiten austickte. Wenzel versuchte ihn dann immer zu beruhigen. Eigentlich war Harry ein guter Mensch, aber wie Wenzel total kriegsgeschädigt. Harry trug jeden Tag eine Unterhose aus Stahl, die von den Russen erfunden wurde, um das Geschoss einer Uzi von nur fünf Me-

tern Entfernung abzufedern. An diesem Donnerstag kam ein Mann mit einem Geigenkasten an Harrys Bude. Er trug einen schicken Anzug und Handschuhe, die mit Elektroden bestückt waren. Wenzel sprach ihn von unten in seinem Rollstuhl an und zeigte auf den Geigenkasten, Ist da ne Knarre drin. Der Mann lachte und öffnete den Kasten. Ich würde gerne mit Ihnen anstoßen. Im Geigenkasten befanden sich zwei Flaschen Champagner und zwei Sektgläser. Auf was wollen Sie denn mit mir anstoßen. Ich hatte Glück und sie hatten Pech, ich möchte Ihnen meine Kontovollmacht und die Schlüssel zu meinem Haus schenken, mein Haus ist solarbetrieben. Ah, ja, und wo ist der Haken. Harry schüttelte den Kopf, krank, einfach nur krank. Es gab keinen Haken. So unglaublich das klingen mag, Wenzel war seit diesem Moment ein reicher Mann. Er steckte sich die Vollmacht und die Schlüssel in seine Tasche und trank mit dem fremden Mann mit dem Geigenkasten und seinem Kumpel Harry die zwei Flaschen Champagner. Sie unterhielten sich über die Handschuhe des Anzug-Mannes. Der Mann erklärte, dass es sich bei den Handschuhen um Kleidung handelt, die dazu dient, sich als Hologramm in eine Konferenz schalten zu lassen. Das war viel zu kompliziert für Wenzel und Harry. Als der Mann weg war, verweilte Wenzel noch bei seinem Freund. Ab und zu liefen Leute mit gebückter Haltung vorbei. Die Körperhaltung vieler Menschen hatte sich mittlerweile gekrümmt, weil sie so oft am Computer gesessen hatten. Harry nannte das einen Rückschritt der Evolution und lachte sich dabei kaputt. Die Menschheit hatte sich demzufolge während der Evolution aufgerichtet und ging nun wieder gebückt. Manche Leute hatten Warnanlagen am Körper montiert, die bei falscher Haltung piepsten. Das machte Harry wahnsinnig. Manchmal schmiss er Fischreste nach ihnen, beschimpfte sie oder schrie, dass es bei ihm nur Cyber-Brot gebe, wenn sie was essen wollten. Er fand das Piepsen noch schlimmer als das ständige Handyklingeln. Über die Jugendlichen mit ihren Hoverboards regte sich Harry ebenso fürchterlich auf. Hoverboards sind diese neuen Skateboards, die über dem Boden schweben. Sie haben keine Rollen mehr und stoßen sich durch Magnetkraft vom Boden ab. Wenzel war mittlerweile so betrunken, dass er lieber nachhause rollen wollte, so lange es ihm noch möglich war. Er bemerkte schon, dass sein Magen rebellierte. Er lallte noch schnell Tschau Freundchen und rollte davon. Als er am Freitag aufwachte, lag er noch mit denselben Klammotten auf der Couch, sein Bierbauch quoll aus seiner Hose. Er hob sich auf seinen Rollstuhl und rollte in die Küche, um sich ein Heineken aufzumachen. Vor dem Kühlschrank erinnerte er sich wieder an die Kontovollmacht, die ihm der Mann am Tag zuvor geschenkt hatte. Er beschloss doch keine Bottel zu trinken und als erstes eine Bank aufzusuchen, um die Gültigkeit der Vollmacht

überprüfen zu lassen. Die netten Leute auf der Bank versicherten ihm, dass er Millionär ist. Wenzel überwies schnell das Geld auf sein Konto und wollte sich jetzt den schönsten Tag seines Lebens gestalten. Er rollte zum Kiosk, um sich eine Zeitung zu kaufen und war zu seinen Mitmenschen freundlicher als sonst. Danach fuhr er ins Museum für moderne Kunst. Dort war eine aus Schallplatten geformte Meereswelle zu sehen. Mitten im Raum stand eine ovale und weiße Kapsel. Eine Plastiktreppe führte durch einen kreisrunden Eingang in das Innere dieser hausähnlichen Kapsel. Daneben hingen Gemälde, auf denen High-Society-Menschen abgebildet waren, die Pelzmäntel oder riesige Sonnenbrillen trugen und übergroße Braten aßen. Außerdem gab es Bilder, die an die polynesischen Gemälde Paul Gauguins erinnerten. In einem anderen Raum lief an der Wand ein Film über Menschen mit Pferdeköpfen. Ein anderer Künstler hatte einfach Penner abgemalt. Nach diesen skurrilen Eindrücken wollte sich Wenzel sein neues Haus anschauen. Am Ende einer modernen Wohngegend stand schließlich ein riesiges futuristisches Iglu-Haus aus Kunststoff. Die Wände waren teilweise aus Glas. Er blickte auf den Schlüssel. Ein weißer Schlüsselanhänger. Wenzel drückte auf das Knöpfchen am Schlüssel. Er traute seinen Augen kaum, als sich eine Tür nach oben aufklappte. Auf dem Dach des Hauses waren Griffe, die dazu dienten das Dach bei Sonnenschein zu öffnen. Innen war noch mehr Platz, als es von außen schien. Der Innenraum des Hauses war sehr luxuriös eingerichtet. Auch auf Details wurde viel Wert gelegt. Auf einem der Tische stand eine Schüssel mit Traubenzucker in Herzform. Auf die Zuckerherzen waren nette Wörter wie schön geschrieben. In einem Regal stand ein alter Plattenspieler. Wenzel legte spanische Popmusik auf. Er fühlte sich wie im Urlaub. Da dachte er an Harry, bei dem er jeden Donnerstag Kugelfischsuppe gegessen hatte. Er wollte ihn unbedingt an seinem Glück teilhaben lassen. Also rollte er wieder los. Diesmal so schnell er konnte. Nach Feierabend ging Harry mit Wenzel nachhause. Wenzel schaute Zeitung, und Harry durchwühlte Wenzels neue Wohnung. In der Zeitung wurde über Spying Bugs und Wheelchairs berichtet. Spying Bugs sind als Schwebefliege getarnte Kameras. Zwei Menschen hatten diese Insekten bei einer politischen Veranstaltung entdeckt. Als Wenzel das Harry erzählte, regte er sich wieder unendlich auf. Wheelchairs sind moderne Rollstühle. Der Fahrer sitzt zwar, befindet sich aber in stehender Position auf Augenhöhe mit seinen Mitmenschen. Der Unterkörper des Fahrers ist von dem Gerät festumschlossen, das elektronisch funktioniert. Dieses Gerät hätte Wenzels Situation merklich verbessern können und jetzt hätte er es sich auch leisten können. Doch ihm wurde schnell klar, dass er zu dick für ein solches Gefährt war. Er wusste auch, dass es für Harry unerträglich gewesen

wäre, wenn er ausgesehen hätte wie ein halber Roboter. Er grinste und machte sich eine neue Heineken-Bottel auf, Wenzel war glücklich. Harry kramte aus einer Schublade Wenzels Keramikfigur heraus, EL EKEKO.

Laura Ziegler, geb. 1984 in Saarbrücken. Interesse für Kunst und Fotografie. Möchte Schriftstellerin werden. Studiert Philosophie und Germanistik. Das Studium inspiriert beim Schreiben. Zur Zeit entstehen Kurzgeschichten. Arbeit an einem Science-fiction-Roman.

Zweites Gedicht

Welch' Freiheit mir die Sprach' gewehrt.

Beispielsweise kann ich sagen:

„Dieser Satz existiert nicht.“

Oder auch:

Ich bin weil ich nicht bin.

und auch: Ich bin weil ich Nichts bin.

Wenn das Nichts sein kann
dann kann es nicht sein.

Wenn das Nichts sein kann
dann kann es nicht Sein sein. Entweder Nichts oder Sein.

Aber wenn das Nichts sein kann

auch wenn es nicht Sein sein kann,
dann ist das Nichts auch Sein.

Denn alles was ist, ist Sein.

Kann das Sein also auch Nichts sein.

Und die noch interessantere Frage:

Ist (das) Nichts ein Teil des Seins

oder das Sein ein Teil des Nichts.

Letzterer Fall würde bedeuten, dass (das) Nichts sein kann
Dass das Nichts Sein sein kann.

Das kann es Nicht-Sein.

Weiß Seiten.

Intellektuell verrauchte Gesprächsfetzen schwirrten in meinem Kopf, während die Halswehtablete auf der Zunge zerlief. Der Abend hatte mich meiner Stimme beraubt. Mein Notizbuch harmonierte farblich mit Pullover, Schal und Teetasse, doch die Seiten blieben weiß.

Mein Blick schweifte zu dem Stapel abgegriffener Klassiker auf dem schwedischen Holzregal. Erdrückt vom »Jahrmarkt der Eitelkeiten« lag John Miltons Ode *Paradise Lost*, erstanden zu einer Zeit, als wir Studenten glaubten, das Paradies bereits an die verdummten Massen verloren zu haben. Die erste Seite, nicht weiß, gelb. Der erste Satz:

Sing, Heavenly Muse

So machte ich mich auf, meine Muse zu finden.

Am Bahnhof löste ich ein Ticket und bestieg den EuroCity Heinrich Heine nach Paris. Wieder öffnete ich mein Notizbuch. Die Regeln verlangten, dass ich nun die vorüber ziehende Landschaft beschrieb und ihr eine symbolische Bedeutung gab:

Bevor wir an einem Sommermorgen 1990 unseren Eltern in den Urlaub nachfuhren, hatten meine Schwester und ich pflichtschuldig die zweiseitig kleingeschriebene Putzliste unserer Mutter abgearbeitet – allerdings erst um 4 Uhr morgens, nachdem der letzte Gast der Pommes Party gegangen war. Im Zug schliefen wir beide ein und wurden erst durch den Ruck eines Gleiswechsels geweckt. »Notre Dame« rief ich – sehr zur Belustigung des Großraumabteils, da die Dorfkirche nur einen Turm hatte.

Ich zog meinen Schal fester um mich. Gleiswechsel – damals und heute.

Das rote Backsteinhaus in der Rue Fleurus Nr. 27 stand direkt neben einem Bauzaun, beklebt mit halb abgerissenen Plakaten vergangener Konzerte. Vergebens versuchte ich durch die alten, trüben Fenster einen Blick in das Innere des Gebäudes zu werfen. Die Klingel war eingerostet, so dass ich mehrmals mit der flachen

Hand gegen die wurmstichige Tür schlagen musste. Ein Dienstmädchen öffnete und führte mich in den Salon.

Alle waren gekommen, standen und saßen plaudernd, die literarische Zukunft des vergangenen Jahrhunderts.

»Ich brauche den Kuss einer Muse«

Aus dem Schatten ihres eigenen Porträts löste sich Gertrude Stein, die Gastgeberin der wöchentlichen Teegesellschaft, die im Paris der zwanziger Jahre für Aufruhr gesorgt hatte.

»A

MUSE IS A

MUSE IS A

MUSE,«

antwortete sie und erntete damit beifälliges Gelächter.

Gertrudes Freundin Alice reichte Kaffee.

Hemingway löste seine Blicke von dem freizügigen Kleid der Colette.

»Ah«, sagte er, »einst traf ich die Muse in jenem kubanischen Kaffeehaus. Stilettos trägt sie, Salsa tanzt sie. Den Bullen will sie kämpfen sehn. Ich geb ihr meine Zimmerschlüssel, doch sie meint es wörtlich.«

Außer Hemingway lachte niemand.

Mit einem leisen Klicken stellte Joyce eine mit einem Kräutertee gefüllte Porzellantasse auf die Lehne seines Ohrensessels.

»Da sind wir nun hier versammelt halbtot prächtig leere Räume kubanische Träume Moderne schon klassisch dann banale Frage nach der musischen Fantasie des leeren Poeten Streben nach hohem Intellekt stattdessen niedere Instinkte der wahre Dichter ist auf einem Auge blind doch scharfzüngig weiß der zu parlieren der wandert durch die dunklen Gassen ...«

»Hör auf, Jimmy,«

Das war nicht ich, das war Colette.

»Der Bewusstseinsstrom gilt inzwischen als überbewertet.«

Das war ich.

»Ihr müsst meine Zimtplätzchen probieren«

Wie immer würde Alice die Wogen mit ihren Kochkünsten glätten.

»Meine Muse«, murmelte Gertrude Stein mit unverkennbarem Stolz.

Please ... International Centre of M.U.S.E, Abteilung deutscher Sprachraum, was kann ich für Sie tun?«

»Guten Tag. Ich hätte gerne einen Termin bei einer ihrer deutschsprachigen Musen«

»Haben sie schon nationale oder internationale Auszeichnungen erhalten?«

»Nein«

»Welche Stipendien haben Sie bisher gewonnen?«

»Keine«

»Nennen Sie ihre bisher genannten Veröffentlichungen in alphabetischer Reihenfolge.«

»Keine«

»Keine?«

»Keine«

»Kindchen, wir werden hier täglich überschwemmt von hungrigen Autoren deren Existenz davon abhängt, ob sie prä-retro-existentialistisch oder post-postmodern schreiben. Und da kommen sie und wollen unsere Dienste in Anspruch nehmen?«

»Ja.«

»Na schön, ich werde Sie vormerken für den Fall, dass einer unserer Jungautoren mal wieder eine Überdosis nimmt.«

Natürlich wurde ich nie zurückgerufen.

Auf dem sonnenüberfluteten Balkon des Altersheimes versuchte ich gerade mit Hilfe meiner Leselupe den Großdruck eines Fürstenromans zu entziffern, als ein Rollstuhl neben meinen geschoben wurde. Die Frau trug einen kurzen gelben Rock und rote Krokodillederstiefel an ihren schlaffen Beinen. Unter ihrem violetten Hut blitzten violette Haare hervor.

»Bastei-Lübbe«, sagte sie verächtlich.

»Und?«

»Soweit ist es schon mit mir gekommen.«

»Ja, ja, wir werden alle nicht jünger.«

»Zu meiner Zeit, da habe ich die ganz Großen geküsst. Grass, Regener, Schlink, ohne mich wären Sie nichts geworden.«

»Auch Stuckrad-Barre?«, fragte ich neidisch.

»Ich habe ihn zu dem gemacht was er jetzt ist. Das war mein Beruf.«

Sie war tatsächlich Deutschlands letzte Muse und erzählte mir von ihrer Glanzzeit und dem hoffnungslosen Kampf gegen das Alter.

Der Balkon lag inzwischen vollkommen im Schatten.

»Und da sitze ich nun«, schloss sie, »eine verfallene Gefallene, die niemand mehr küssen will.«

Nachdenklich blickte ich auf die untergehende Sonne und ihr überschminktes Gesicht.

Die Sonne geht auf und die Krankenschwestern tragen ihren kalten Körper davon.

Was bleibt sind ein Stift, weiße Seiten und der Geschmack von billig-süßlichem Lippenstift.

Katrin Ziegler, geb. 1971 in Saarbrücken. Studium der Anglistik und Biologie an der Universität des Saarlandes und der University of Bristol. Lehrerin am Gymnasium Ottweiler für Englisch und Ethik.

hcilmän "elletS,"
– elletS retsre na
troW etztel sad thets
ebierhcs sträwkcür
thcideG seseid hci nneW

thcideG settirD

Alexey Weißmüller, geb. 1988, lebte in Moskau und New York, derzeit in Saarbrücken, Abitur 2008, im gleichen Jahr Kompositionsauftrag und Uraufführung durch das Ensemble In.Zeit im Rahmen von »strukturwandel – neues hören und sehen« von Netzwerk Musik Saar

Der Pol

Von Alexander Manderscheid

(Prolog)

Er rollt die Beere zwischen Zunge und Gaumen. Immer fester. Dann hält er still, für einen Augenblick, dann drückt er zu.

Sofort spürt er, wie sie aufplatzt, spürt kleine Spritzer in seinem Mund. Es wird süß, er reibt die zähe Haut der Beere über seinen rauen Gaumen, spürt, wie sich kleine Bällchen bilden, dann wieder auflösen, wie das süße Fruchtfleisch langsam in einem Meer von Spucke verschwindet.

Er schluckt, er kaut. Er quetscht einen letzten, zähen Rest zwischen seinen Zähnen, er zerreibt ihn, reißt ihn in Stücke und schluckt wieder, ein, zweimal für winzige Fetzen Beerenhaut.

Was bleibt, ist die ungebändigte, fruchtige Süße, violett und schwarz.

Er will fliegen.

Einer dieser Tage, an denen man keine Jacke mehr tragen muss. Endlich Wärme. Vögel singen, balzen und verteidigen ihr Revier. Hummeln. Und dann Lena. Sie steigt auf, ganz langsam, schwerelos. Er blickt auf die weißen Sohlen ihrer abgetragenen Turnschuhe, im Profil Erde, braune Punkte auf dreckigem Weiß, fast grau, dann verschwindet sie zwischen den Ästen, hinter den ersten Blättern der Bäume, im Kronendach des Waldes.

2/Erster Teil

Er zieht den dicken Zweig zu sich herüber, beugt sich nach vorne und muss blinzeln. Endlich hat auch er einen Strauch gefunden, endlich. So oft er im Wald war, erst jetzt steigt in ihm das brennende Gefühl des Triumphs, das er nur von Edgars eindeutigen Gesten, pulsierender Halsschlagader und mit Freudengewalt kehlkopfgepresster Worte her kennt. Er weiß von dessen Erzählungen, über Freude und Glück und eben diesen Moment.

Sie alle sind ständig auf der Suche nach den kleinen schwarzen Kugeln. Aber allein Edgar findet sie. Immer wieder Edgar, mit ausgestreckten Armen und vollen Händen. Und glänzenden Augen. Jeder darf sich eine nehmen und kosten.

Jetzt also er, Lienhard, vor sich nichts anderes als die Ernte, das Greifen nach Zweigen und das Suchen nach den Beeren. Keine Beachtung übrig für das Gsumme der Fliegen und Mücken, für die winzige Zecke an seinem Bein. Er pflückt. Er pflückt so lange, bis alle Beeren in seinem kleinen dunkelbraunen Beutel aus Jute liegen, den er sich extra für diesen Moment gekauft hatte.

Lienhard steht am Rande einer kleinen Lichtung, an einem Strauch, der einem großen Y gleicht, über ihm thront ein Hochsitz, Mücken schwirren über seinen Scheitel, während er zum ersten Male eine selbstgefundene, kleine schwarze Beere zwischen Zeigefinger und Daumen dreht, die letzte des Strauchs. Er rollt sie, betrachtet sie, ihren Glanz, so schwarz.

Dann steckt er sie in den Beutel und rennt. Der Wind knallt gegen sein Gesicht, Schweiß steigt in seinen Nacken. Lienhard rennt, so schnell er kann, hinein in das schmale Tal.

Schließlich verlässt er den Weg, springt in das Unterholz und quält sich durch pieksende Büsche, ihre Dornen klammern sich an Lienhards Hosenbeine und reißen an ihnen, bis er endlich an den Bach gelangt, im Wasser Flaschen sieht, die dort zum Kühlen liegen, die Lichtung und die anderen, Edgar und Emma.

Emma grinst, greift nach einer der Beeren und lässt sie auf ihrer Handfläche rollen. Erst dann kommen die anderen. Sofort wollen sie wissen, wo der Strauch wächst, und ob Lienhard auch wirklich alle Beeren geerntet hat.

Er nickt. Lienhard beschwichtigt. Er krempelt den Rand seines Beutels um, so weit, dass nun auch die Sonnenstrahlen hinein können und alle sehen, warum er so aufgeregt nach ihnen gerufen hatte. Dann zieht er den Beutel wieder zu. Die anderen schwärmen leise vor sich hin, schwelgen in ihrer Vorfreude, Edgar und Oskar diskutieren über die Fundstelle, den Rand einer Lichtung, eigentlich wie immer.

Lena aber sitzt auf dem Boden, ihr fehlt jegliche Mimik. Vorsichtig beschreibt Lienhard ein paar Schritte auf sie zu und überlegt. Dann aber verzögert er und schwenkt zu einem Baum, wo er sich schließlich, einem alten Mann gleich, niederlässt.

Nun sieht er Lena im Schatten, und er, auch im Schatten, leidet. Sie zieht neben sich die Spitzen von vertrockneten Fichtennadeln durch den braunen Dreck.

Er betrachtet sie mit ein wenig Unbehagen. In der Rechten hält er seinen halbvollen Jutebeutel mit den schwarzen Beeren und winzigen Hoffnungen, am Hals quält ihn ein brennender Kratzer.

Dann haut er mit aller Kraft eine Ferse in die Erde. Staub schießt in die Höhe. Im selben Moment schleudert Lienhard seinen Kopf nach hinten, der sodann gleich gegen die Rinde der Fichte schlägt, von der kleine Schuppen abbrechen und auf seinen Kragen rieseln.

Irgendwo sind wieder irgendwelche am Ficken.

Lore ist es, die über seinen Kragen schnipst und ihn von den Schuppen befreit. Dann noch ein Blick, mehr nicht. Wie eine Schauspielerin lässt sie sich plötzlich auf den Boden fallen und bleibt liegen. Sie erwartet, dass jemand mitspielt. So liegt sie Minuten lang, fast eine ganze Stunde, reglos da und stellt sich einfach tot, bis sich schließlich einer der zwei Männer erbarmt, deren Namen Lienhard nicht kennt, und eine Flasche Beaujolais über die Scheintote kippt. Sie reißt sich zusammen und hält selbst jetzt noch fünfzehn Minuten Schauspielerei durch.

Die Sonne trocknet den Franzosen und verklebt das Opfer, in Lienhards Nase beginnt es nach altem Alkohol zu stinken – wohl ist dies aber eher nur ein Gefühl denn echter Reiz. Lienhard droht, den Kampf gegen die Lethargie der Runde zu verlieren.

Doch dann will Lena die Beeren sehen. Er greift nach seinem Beutel, packt erst einmal daneben, reicht ihn ihr aber schließlich, sie steht, er sitzt. Wie zuvor Emma lässt sie eine über die gespreizte Handfläche rollen. Versunken verfolgen sie beide die bucklige Fahrt des kleinen Karussells.

Lore:

Du kennst meine Wohnung. Ich muss erst durch einen Innenhof, um zur Tür zu gelangen. Sie liegt in einer Einbuchtung, in der sich Mücken sammeln, wenn es draußen heiß ist. So habe ich immer Hunderte von Mücken vor meiner Haustür, die da an den Wänden herumhängen, wie die Stadtführer in Marrakesch vor den billigen Hotels der Weißen.

Wenn ich die Tür öffne, fliegen sechs herein. Es entsteht ein Sog, also brauchen sie sich nur von der Wand und der Decke abzustoßen und sich mitreißen zu lassen. Dann besichtigen sie meinen Flur, die von Fliegen verdreckte Deckenlampe, und entscheiden sich schließlich für eine Rast an der Tapete oder auf einer anderen Mücke, in die sie erregt ihren gebogenen Unterleib stecken.

In den Ecken habe ich zwar dünne Spinnen samt Netze, in der auch manchmal eine dieser Mücken hängen bleibt, aber wenn ich ein zweites Mal den Flur betrete, sitzt sie schon wieder unverrichteter Dinge an der nächsten Wand.

Die Viecher sind so groß wie zwei Glieder von meinen Fingern. Ich jage sie und werfe sie immer wieder hinaus, aber nichts liegt mir näher als die Kapitulation, das ständige Auf- und Zureißen der Wohnungstür. Sechs neue Gäste, die unaufhörlich gegen die weiße Tapete schlagen, wie die Figuren bei Houellebecq.

Ich kapituliere und lasse sie herein. Ein ganzes Volk von dünnen Ballettkünstlern tanzt durch meinen Flur und sucht nach Erfüllung.

Emma zieht mit ihren frisch gestutzten, aber immer noch langen Fingernägeln die Zecke aus Lienhards Bein. Die rote Beule und der Juckreiz jedoch bleiben.

Es sind nur noch vier da. Lienhard liegt nackt neben Lore auf der zweiten Lichtung, auf der sie sich am liebsten treffen. Drei mittelalte Buchen unterbrechen wie schattige kleine Oasen das sonnenüberflutete Wiesenmeer, das wegen seiner Fülle an Buckeln kaum unter der leichten Schräglage leidet, unter den Buchen findet sich ein Bett aus ausgetrocknetem Laub und unter einer einzigen ein Berg aus rotbraunen Buntsandsteinbrocken: das Spinnenland.

Lore und Lienhard liegen im Gras. Vom Himmel funkeln die Sterne herab, auf dem Hochsitz dösen Edgar und Bernd und träumen. Während Lore sich in den Sternen verliert, hält Lienhard den Kopf zum Hochsitz gedreht, den Rücken nach unten. Hinter dem pechschwarzen Schlitz sieht er alle vierzig Sekunden einen orangefarbenen Punkt aufglimmen. Alle vierzig Sekunden einmal. Sie lassen sich vom kühlen Wind über die nackten Körper streicheln.

Alexander Manderscheid, geb. 1976 in Saarlouis. Schreibt Geschichten und Gedichte. Ein erster Roman *Der Pol der relativen Unzugänglichkeit* ist abgeschlossen. Ein zweiter ist im Entstehen.

$dAnn$

war da noch die *Frau*
die sich selber leichter machte

Und Des Wegen mit ihrem
Hirn aufs Pflaster k r a c h t e .

Abenteuerwahn

Ist

Von Fall zu Fall

U n Ä s T h e T i s c h

L ü g e

N i e

B e i m



Bungee

Schneesturmluft

Von Dominik Stutz

Zeit: Früh morgens, halb neun. Ort: Frummelplatz, Straßenbahnhaltestelle der Linie 9, Bahn kommt um 8:37 Uhr. Eiskristalle verblitzen die Schienen, Reif frisst fauligbraune Ahornblätter auf. Fest gemauert in der Erden steht das obligatorische H-Schild, ein Mülleimer hängt in nem halben Meter Höhe dran; der Leerer/die Leererin war noch nicht da, das Ding ist brechend voll. Kippeninfizierte Pflastersteine, rötlich; Glaskasten mit grünen Eisengittersitzgelegenheiten. Abgerissener Fahrplan – den kennt eh jeder auswendig, hier gibt's keine Touris!

Ausländer raus! – Nazis raus! – ~~~!!gHeTto Frumelviertell!~~~ – Wo bitte ist hier im FrumM(!)elviertel ein Ghetto? – Ich weiß, wo du wohnst, Janine M. –: Botschaften am Glaskasten. Warum hat jeder Depp immer und überall einen fetten Edding dabei? Schneesturmluft beschwört den Nebelgeist und nach 20 Metern hört die Welt auf.

Ein paar Gestalten stehen herum, eine alte Buckelhexe mit dem »Ich hasse alle nach '45 Geborenen!«-Blick in der Faltenvisage klammert sich an ihren Omarollkoffer, nebendran der vollbärtige Georg (»Hasse ma' N'euroachzich für Spritgeld, hähä.« – »Klar Schorsch, geht aufs Haus!«). Wie immer im Bundeswehrparka, deplatziert er seinen stibitzten Borsalino auf der Glatze und hält eine Stahlkette in der Eisflosse. Dran hängt Mr. T, der Schäferdackel. Mr. T ist die Lachnummer des Frummelviertels, eine Symbiose von Rauhaardackel und Schäferhund. (»Da hat der Eros wohl obsiegt!«, sagte MK mal, als ich ihm die Story erzählte.) Die Konsequenz: Mr. T ist ein Schäferhundkorpus auf Dackelbeinen mit nem gehörigen Minderwertigkeitskomplex. Wenn gelacht wird, krabbelt er (Laufen kann man's beim besten Willen nicht nennen) sofort unter jedes wie auch immer geartete Straßenmobiliar, kneift den Schwanz zwischen den Beinchen ein und deutet Georg mit verdackeltem Flehen, den Rüpel einzuschüchtern (»Ääh, lass den 'und in Frieden!«).

Die Hexe starrt zwei junge Ausländer an – wenn Blicke töten könnten, gäb's nen Genozid – leidend klimatisiert ob der jungen Kerls Desinteresse: Murat isst sein Frühstücksbrot, das er von seiner Mutter für auf den Weg mitbekommen hatte, Sergej blättert derweil im Playboy und raucht seine Zigarette zu Ende, die er

dann auf den Boden wirft. Mit großen Augen hält er Murat eine Doppelseite unter die Nase, dieser spuckt ekstatisch Stullenfetzen drauf.

»Ei ried die ahrdickels!«, röchelt Georg mit spitzbübischem Charme hinüber – Murat schluckt entgeistert unter, Sergej schlägt die Seite um und versteckt sich hinter der Zeitschrift. Die Hexe will weiter morden und murmelt Zaubersprüche (Milch, Eier, Butter, Maggi...), der Glaskasten ist eiswässrig beschlagen. Drin sitzt ein dürrer Kerl mit leninschem Spitzbart, fröstelt und vergräbt die Hände in den Taschen seines Gehrocks. Er beugt sich vor, beugt sich zurück, fokussiert kurz die Leute und dann wieder Nebel. 8:36 Uhr, gleich muss die Bahn doch kommen, denkt Roland und fasst in den Philosophenwuschel auf seinem Kopf. Kurz dran gezogen, Frisur hält, ein Döner liegt auf dem Boden. Roland kickt ihn weg, schaut auf, versinkt im Nebel und harrt seiner Gedanken.

Ich träume Nebel, dann habe ich das Ende der Welt vor meinen Augen.

Gelächter reißt ihn aus der Trance, Wimmern, Mr. T kollabiert. Murat hat ihn ein paar Schritte krebse gesehen und prustet erneut Stullenpartikel aus Mund und Nase; er zupft Sergej am Ärmel, dieser lugt hinterm Playboy hervor, starrt Mr. T an und lacht sich zusammen mit Murat schlapp. »Ääh, lass den 'und in Frieden!«, droht die Faust Vendetta an, die Spötter verkrampfen. Nun rollt die Hexe herbei und will demonstrativ Mr. T streicheln. Visueller Angriffskrieg gegen Murat und Sergej, vereitelt durch Jauchzen und Johlen.

Menschenmisanthropie. Roland schließt traurig die Ohren und schaut wieder in den Nebel, die Uhr schlägt mittlerweile 38. Untertassenaugen stieren grell durch die Sphären, rattern, kreischen, quietschen, ruckeln, schnaufen. Die Midgardschlange ist am Ziel und verschlingt Murat, Sergej, Roland, Georg, die Hexe und etwas widerwillig auch Mr. T und den Rollkoffer. Sie rauscht ins Schattenreich davon.

Auf Stahlstrings durch die Schluchten der Stadt, ein göttliches Konzept: determinierte Raserei – fünf Minuten japst die Weltenuhr, dann hält die Bahn, würgt die einen heraus, frisst die nächsten auf. Die Schlange rast weiter, vorm Fenster ein Ding: Zukunft, für Millisekunden Gegenwart, dann schon Geschichte. Der Kosmos: vom Frummelplatz zum Krankenhaus zum Dom zum Stadtbad zur Universität zur Endstation und dann zurück. Ein Mensch steht da vorne neben dem Gulli und glotzt suchend umher, man sieht ihn nicht wieder. Der Kreis schließt sich, es gibt bald nicht mehr viel, was mich noch in diesem Chaos hält, denkt Roland im blauen Schalensitz, die Hexe gegenüber. Ich hasse alte Menschen, sie... Alte Menschen sind einfach... alt. An jedem rast die Bahn

vorbei und nur wenn man sich davor wirft, hält sie ungeplant an – vielleicht die einzige Option, sich zu emanzipieren, wer weiß. Ein guter Mensch, der sein gutes Gewissen hat, geht nicht so schnell. Ein guter Mensch, sagt der Hauptmann im brillanten Woyzeck. Doch was machen die anderen? Sie lassen sich fressen von der eisernen Midgardschlange und vom Donnervogel und rasen über den Erdball – die Hexe verflucht Roland und findet in der Straßenbahn statt wie eine Grabinschrift, auf dass jeder sie entziffert. Panisch zittert der schwarze Gehrock in seiner Ecke, presst die Backe an die Doppelverglasung, friert, schaut nach draußen, da rast die Welt, wendet den Kopf, da plauschen Murat und Sergej, erbleicht und riecht den fauligen Atem der Hexe in seine Glieder kriechen.

»Nächster Halt: Domplatz. Bitte rechts aussteigen.«, verpflichtet das Band die Insassen; zunehmende Hektik im Abteil. Knochenkracksen, Herzschrittmacherpfeifen: Hexenhaltestelle, sie quietscht das Köfferchen hinaus und dem Gehrock fällt ein Stein vom Herzen – Murat lacht über Sergejs Sexismus, Roland grinst und schaut zwischen den Fenstervermächtnissen der Eiskristallnacht das schwarzverkohlte Gotteshaus mit der Wasserspeierarmada an – sie besetzt schon seit Jahrhunderten die gotischen Himmelsstürmer, die mit Glockengetöse die Zeit bemessen. Die Tür jault, die Hexe pilgert gen Dom, eine weiße Frau steigt zu, die Tür schließt sich und die Bahn rast weiter. Noch eine Haltestelle, am Stadtbad muss ich aussteigen, denkt sich Roland und räkelt sich wieder in den Sitz, Murat und Sergej richten derweil ihre Rucksäcke – die Schule beginnt später, der Deutsch-LK fällt aus.

»Ey, es is' schon geil, dass der alte Sack (gemeint ist wohl der Lehrer) heut schon wieder blau macht.« – »Jo, der Sittich vom Nachbarn hat wahrscheinlich Geburtstag, klar, dass der feine Herr dann verhindert ist. Der fehlt auch wegen jedem redundanten Scheiß, Alter.«

»Ebendrum, der will ja eh nix andres als Faust unterrichten, der Hurenspast. Unser Abi is' eher ne sekundäre Ambition, seine ›Lebenszeit ist schließlich begrenzt‹. Der Typ hat echt die Ambivalenz adaptiert, ey.«, kaspern die Jungs, schlendern durch den Gang und hängen sich cheesy an die grau lackierten Stangen. Sergej zückt prompt die nächste Kippe, Murat will auch eine.

»Feuer an den Mann.« – »Alter, doch nich' in der Straba, Sergej.« – »Murat, mach keine Faxen, du Penner. Gib rüber das Teil.« – »Deine Mutter macht Faxen.«, Murat gibt das Feuerzeug rüber.

Klick. Eine Flamme generiert sich aus Murats geballter Faust, Rolands Augen leuchten und absorbieren das Flackern. Ekstase, Gotteserfahrung, dann wieder Gedanken: ›Warum stehen alle auf,

wenn noch drei Minuten zu fahren sind? Müsste mal Buch führen und die Statistik nem Soziologen vorlegen.« Roland schaut die weiße Frau an, die auf Sergejs freien Platz huscht und sinnlich schlenkernd ihre Tasche auf den von Murat verfrachtet. Lila Leder, nützig fast, doch zu leger – um Klischees zu bedienen – aber schau: nymphisch wallen blonde Strähnen über Feenhaut zur Bluse hin, viel versprechen, neckisch grinsen wundersame, schwarze Augen. Eine Aura, die man kauen kann, findet Roland und schüchtert zu ihr hinüber.

»Nächster Halt: Stadtbad. Bitte rechts aussteigen.«, mault das Band. Schon steht Roland auf, frisst sie noch ein wenig. »Larissa«, lächelt sie, ein »Ja.« erbricht er fast, schlendert trunken durch den Gang, fällt in die Halteschlingen und tölpelt dort drei Minuten lang den Exodus herbei.

Die Midgardschlange keucht und speit Murat, Sergej (beide schmauchend) und Roland aus.

Dominik Stutz, geb. 1988. Studium der Germanistik und Komparatistik an der Universität des Saarlandes. Lebt in Schiffweiler.

Gedicht ?

Eher nicht...

Ist aber Pflicht !

Bin nicht drauf erpicht !

Ignoranter Wicht..!

Ich ordne Dir gleich das Gesicht...

Dann geht's vor Gericht !

Ich krieg mildernde Umstände wegen Der Gicht.

Unglaublich albern, meinst Du Nicht ?

Mein Onkel vertritt mich - ergreifend und schlicht.

Vielleicht hat mein Plädoyer mehr Gewicht...

Also gut, ich revidier den Verzicht...

Beschwer Dich aber nicht - der letzte Reim

Ist

jetzt

grad

entwischt...

Alle Geschichten sind schon geschrieben.

Außer meiner.

Die ist auch nicht anders.

Aber besser.

Alle Gedichte sind schon geschrieben.

Ist das Öde.

Zerlett Terzett.
Geschickt Gelickt.
Schreibt ruhig vor.

Den rhyme...

Ghetto ist nur ein Wort.

Ich ein Planet
Auf dem ALLES geht.

Wenn ihr es begreift
Ist der Holunder
am Nordpol gereift.

Bücherlust und Bücherleid

Ludwig Hofstätter hat seine Buchhandlung geschlossen

Von Georg Bense

Handzettel:

Liebe Kunden! Wir schließen unsere Buchhandlung am 28.2.2009 aus wirtschaftlichen Gründen. Ich bedaure diesen notwendigen Entschluss sehr. Der Ausverkauf findet vom 28.1.–28.2.2009 statt. Ich hoffe auf Ihre rege Beteiligung.

Ich werde Ludwig Hofstätter und seine Buchhandlung sehr vermissen. Die Morgen, kurz nach Neun, wenn er gerade geöffnet hatte und nur selten ein früher Kunde den Laden betrat, gehörten zu jenen Augenblicken in Saarbrücken, in denen man die große, weite Welt der Literatur wunderbar ungestört durchstöbern konnte. Mit einer Tasse Kaffee, einem Stück Kuchen sich genußvoll der Bücherlust hingeben konnte. Diesen Ort gibt es nicht mehr. Seine Liebhaber müssen für alle Zukunft auf ihn und seinen Gestalter verzichten. Gewiß, wir werden uns umorientieren. In anderen Buchhandlungen versuchen, Seltenes, Anspruchsvolles, Unbekanntes zu entdecken. Das, was Ludwig Hofstätter seit 1984 kompromißlos angeboten hat. Zuerst am St. Johanner Markt. Als dieser sich mehr und mehr in eine Kneipenlandschaft verwandelte und ihm gekündigt wurde, zog er in die Johannisstraße, nahe dem Rathaus, hinter der Johanneskirche. Abgelegen, mitten im Stadtzentrum. Laufkundschaft bietet die Straße nur wenig. Und so war die Buchhandlung Hofstätter auch ein Geheimtip. Treffpunkt – ein Buchladen in Saarbrücken.

Handzettel:

Liebe Kunden! Literatur und Kunst sind mir in dieser Zeit zu einem wesentlichen Bestandteil meines Lebens geworden, insbesondere im regen Austausch und der intensiven Auseinandersetzung mit Ihren literarischen Vorlieben.

Fragen und Antworten – Gespräch zwischen sich leerenden Regalen.

Würden Sie heute immer noch Buchhändler werden?

Jederzeit und auch wieder hier.

Saarbrücken ist keine Großstadt wie Hamburg, München oder Stuttgart. Fehlt hier nicht die größere Klientel für eine anspruchsvolle Buchhandlung wie die Ihre?

Könnte man glauben. Ist aber nicht so. Mein Problem lag nicht darin begründet, daß es zu wenig Stammkunden für das literarische Programm gab. Das hat ganz andere Gründe. Es gibt keine ständigen Lieferungen an Ministerien. So gibt es auch keine an Bibliotheken oder Vergleichbares. Ich glaube, daß in Saarbrücken ein durchaus literarisches Publikum existiert, von dem meine Buchhandlung auch, wenn ein gewisser Urgrund vorhanden wäre, hätte leben können.

»Die Buchhändler sind die Zeremonienmeister der Bücherlust«, sagt Herbert Heckmann und »sie verstehen es, diese Lust zu schüren, zu dehnen und sie zu veredeln.«

Muß sich ein engagierter Buchhändler da nicht mit seinem Sortiment identifizieren, muß er sich ihm verpflichtet fühlen? Oder kann er sich sagen, das Buch ist eine Ware wie jede andere, die ich von 9 bis 18 Uhr verkaufe, danach gehe ich nach Hause?

Ich weiß nicht, ob sich ein Buchbändler prinzipiell mit seinem Sortiment identifizieren kann und soll. Ich muß es, ansonsten würde ich das, was ich tagsüber betreibe, glaube ich, nicht tun können. Ich kann hier nicht Bücher liegen haben, die Platz eins bis dreißig aller Bestsellerlisten befriedigen – aber mich nicht und die sicher auch nicht das Interesse der Leute finden, die hierher kommen.

Bestsellerlisten? Sind sie nicht eine ebenso fragwürdige Angelegenheit wie die Einschaltquoten des Fernsehens?

Sie sind eine fragwürdige Angelegenheit. Es sind Verkaufslisten der Verlage an die Buchhandlungen. Da sind weder Remissionsquoten oder ähnliche Dinge berücksichtigt. Sie haben keinerlei Qualitätskriterien.

Buchhändler definieren sich unter anderem aus zwei Komponenten, der Bücherlust und dem Bücherleid. Was stand bei Ihnen am Anfang und am Ende?

Am Anfang war die Bücherlust und am Ende ist die Bücherlust. Das Bücherleid trägt zwar auch einen Teil in mir – Bücherlust, die Lust auf Vermittelbarkeit guter Literatur ist eigentlich immer ein primäres Kriterium gewesen und wird es immer bleiben. Es ist auch nicht so, wie die SZ geschrieben hat, daß mir die älteren Kunden so langsam wegsterben und die neuen kämen nicht. Das ist nicht so. Natürlich haben die jungen Leute sehr viel weniger Geld. Vielleicht liegt es ja auch daran, daß ich mit meinen Kunden ein bißchen alt geworden bin. Das Altwerden merkt man selbst nicht, man merkt es auch nicht an den anderen. Nein, es ist natürlich so, daß man auch in Gewohnheiten schwimmt, daß man ganz leicht eingefahrene Wege geht und immer weniger innovativ ist. Das sollte nicht sein. Aber, das würde ich mir durchaus ans Revers heften. Allerdings habe ich immer versucht, mit Lesungen, Ausstellungen und ähnlichem den Gleichklang des Alltags auszugleichen.

Erinnern Sie sich an das erste Buch, das Sie gelesen haben?

Das erste Buch? Also mein erstes Buch war, weil die Dorfbücherei nichts hatte, »Die Kinder von Ballabü« oder so. Das wirklich entscheidende Leseerlebnis habe ich mit fünfzehn gehabt, Sartres »Das Spiel ist aus«, ein Text, der für mich durch zeitweiligen Verlust gekennzeichnet ist. Ich hatte damals das Buch in irgendeinem Schließfach der Schule weggeschlossen und den Schlüssel verloren, hatte kein Geld, dieses Buch nochmal neu zu kaufen. War mittendrin und mußte mehrere Wochen darben, bis ich mir das kleine Buch wieder leisten konnte. Und insofern war das doppelt existentiell. Der Text, der Inhalt und mein Bedürfnis nach Weiterlesen.

Der deutsche Buchhandel gilt als einer der besten der Welt. Hat er ein Buch nicht vorrätig, kann es der Buchhändler oft bis zum nächsten Morgen besorgen. Zumindest einen Tag später. Im Gegensatz zu anderen Ländern, wo man nicht selten Wochen warten muß. Eine Effektivität, die bis heute geblieben ist, ob-

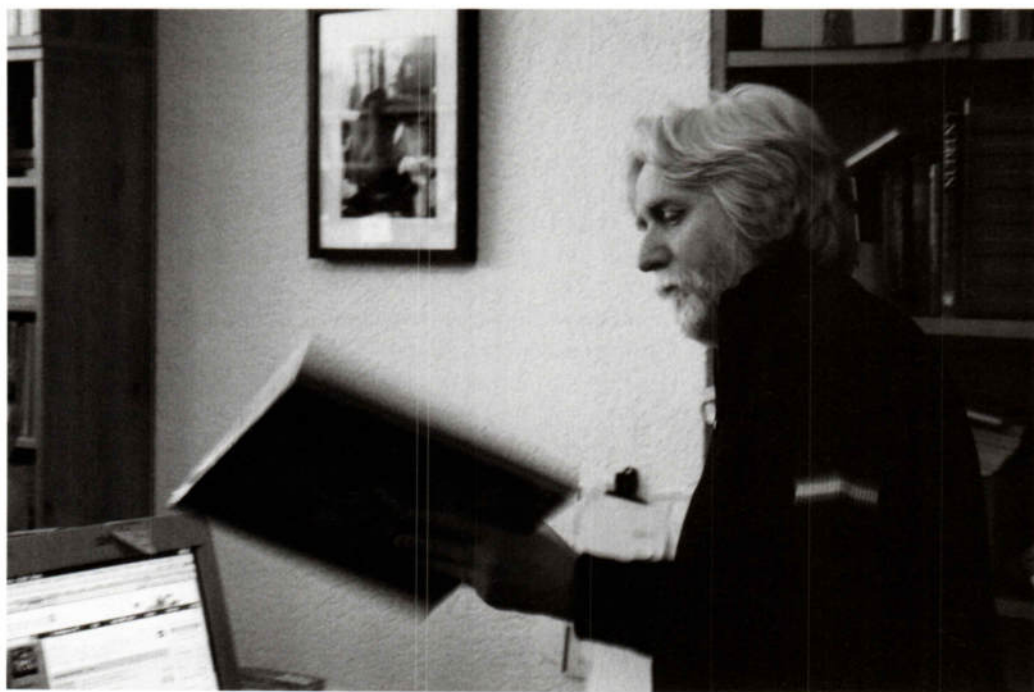
wohl der klassische Buchhandel dem permanenten Druck modernen Konsumverhaltens ausgesetzt ist. Ein Druck, dem vor allem kleine, engagierte und qualitätsorientierte Buchhandlungen ausgesetzt sind. Schon 1985, zu einem Zeitpunkt, als es dem Buchhandel noch verhältnismäßig gut ging, argwöhnte der Autor Jürgen Rühle: »Es ist sehr die Frage, ob es dem Buchhandel so gut ginge, wäre er nur auf das angewiesen, was ihn, wenn nicht hervor-, so doch zu hohem Ansehen gebracht hat: die Verbreitung der guten Literatur, die Entwicklung der Kultur mit Hilfe des Wortes, von der er ein Teil ist.«

Die Frage stellt sich 2009 nicht mehr. Das Sterben der kleinen Händler geht weiter. Laut Statistik des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels haben in den letzten zehn Jahren etwa 850 der 4850 Buchhandlungen zwischen Kiel und Garmisch-Partenkirchen dicht gemacht oder sind aufgekauft worden. Ein Minus von 17,5 Prozent. Die Mächtigen der Branche sind die Ketten, die in den Großstädten, Einkaufsstrassen und Fußgängerzonen dominieren. Für 2010 sagen Marktforscher den großen Ketten Hugendubel, Thalia, Mayer-sche, Pustet und Wittwer einen Marktanteil von rund 30 Prozent voraus. Im Augenblick vertreten sie rund ein Viertel des Buchumsatzes. Entwicklungen, die Buchhändler wie Ludwig Hofstätter ins Aus drängen?

Also ich glaube, daß einfach ein Generationswechsel stattfindet. Und dieser Generationswechsel betrifft insbesondere die kleinen Buchhandlungen. In einem bestimmten Alter ist der schnelle Zugriff, der sofortige Kauf wichtiger als die individualisierte Bedienung in einer Buchhandlung. Man hat die Möglichkeit, in einen großen Laden zu gehen und sich dort ein Buch sofort zu besorgen oder es abends noch im Internet zu bestellen. Der Buchhändler spielt immer weniger eine wichtige Rolle, weil der Kauf nicht mehr aus seinem Erfahrungsschatz oder Beratungsschatz resultiert, sondern aus der Medienwelt. Und die gibt vor, was zu lesen ist. Wenn man da nicht genügend Widerstand in sich spürt, ist man, so glaube ich, dieser Welt ausgeliefert. Dann wird man nicht in eine kleine Buchhandlung gehen, weil man ein besonderes Interesse an besonderen Büchern hat.

Muß heute eine Buchhandlung, wenn sie erfolgreich sein will, nicht viel mehr Neues, Aktuelles im Sortiment führen als vor Jahren?

Ja, leider schon. Man muß einfach. Das liegt an den Verlagen. Die McKinsey's sind in den achtziger



und neunziger Jahren durch die Verlage gefegt und haben die Backlisten bereinigt, haben im Grunde keine Substanz jenseits der vor zwei Jahren erschienenen Bücher gelassen. Auch berühmte Autoren, die Verlage wie Rowohlt, Fischer und ähnliche groß gemacht haben, wurden vernachlässigt. Man wird das Gefühl nicht los, daß es aus den Verlagen heraus kommt. Und welcher Buchhändler sollte sich ein Buch ins Regal stellen, das weder rezensiert noch vom Verlag selbst am Lager gehalten wird. Irgendwann verramschen die das im großen Stil, der Buchhändler aber bleibt darauf sitzen.

Rezensionen – wie wichtig sind sie für einen Buchhändler?

Wichtig sind eigentlich nur die euphorischen Rezensionen. Die, die wirklich den Rand des Wunderbaren berühren. Wie beispielsweise ...

... bei Daniel Kehlmann?

Ja – oder sagen wir mal: Die in Superlativen schwelgenden Fernsehmoderatorinnen oder -moderatoren sind durchaus in der Lage, ein Buch, einen Autor zu einem bestimmten Level zu führen. Einem, den er sonst sicher nicht erreicht hätte. Das kann auch schon mal eine bestimmte Auflage sprengen – wie auch immer. Das liegt aber auch daran, daß das nicht auf der inhaltlichen Ebene geschieht, sondern auf diesem superlativen Level. Da wird einfach nichts vermittelt, sondern es wird nur das Wunderbare, das Großartige, das Einmalige, das Geniale

an einem Buch festgestellt, in dem inhaltlich überhaupt nichts stattfindet.

Nach dem Krieg mußte auch der Buchhandel bei Null anfangen. Der Wiederaufbau orientierte sich an der Vorkriegszeit. Es entstanden die sorgsam sortierten Buchhandlungen, kulturellen Institutionen gleich, denen sich viele nur zögernd näherten. Unter der Ladentür lag die Hemmschwelle, die sich der Durchschnittsbürger oft nicht traute zu überschreiten, um dem gebildeten, kompetenten Herrn hinter der Theke seinen Wunsch, seine Bestellung vorzutragen.

Mag sein, daß das bei einer kleinen Buchhandlung immer noch so ist. Daß man gerne ungestört im Anonymen schwimmt und nicht gerne angesprochen wird. Deswegen bin ich ja eher zurückhaltend in diesen Dingen und lasse die Leute erst mal längere Zeit gucken, ehe ich nachfrage, ob ich irgendwie helfen kann. Aber die Hemmschwelle, eine Buchhandlung zu betreten, die ist in Deutschland sicher gegeben. Zumindest bis das Kennenlernen funktioniert, ganz im Gegensatz zu den Schallplattenläden. Ob es aber ein rein deutsches Phänomen ist – ich weiß es nicht.

Wenden und Zeiten treiben auch die Buchhändler vor sich her. Neue Verkaufsstrategien werden notwendig. Der kleine verträumte Laden mit hohen Regalen, in denen sich nur der

Buchhändler als kauziger Einzelgänger zu rechtfindet, hat kaum noch Chancen. Hofstätter war einer von Ihnen. Für einen Teilhaber, einen Geschäftspartner war kein Platz.

Nein, bei mir leider nicht. Ich bin ein sehr eigensinniger Charakter. Ich hätte niemanden hineinreden lassen. Als der Niedergang meines Ladens begann, habe ich natürlich mit dem Gedanken gespielt. Da gab es Menschen und auch Verlage, die sich solidarisch erklärten, die auch mit mir zusammengearbeitet hätten. Aber die Konzepte dafür waren relativ unausgereift. Manchmal kamen auch Vorschläge von außerhalb des Buchhandels. Marketingberater und ähnliche Leute, die eigentlich das Buch als solches nicht sonderlich interessiert.

Der Wegfall der Buchpreisbindung – Schreckgespenst der kleinen Buchhändler. Gäbe es sie nicht mehr, das Sterben der kleinen Buchhandlungen würde neue Dimensionen annehmen. Die großen Ketten mit ihrem Massenangebot würden mit den Verlegern spezielle Verträge schließen. Die Preise drücken. Kontakte zwischen dem einzelnen Buchhändler und Verleger sind rar. Persönlich kennt man sich kaum.

In der Regel hat man nur selten Kontakte zu Verlegern. Man hat sicher Gespräche. Auf Messen zum Beispiel. Aber das ist eigentlich eher unangenehm, würde ich sagen, weil man eigentlich nur ein kleines Teilchen in diesem Buchhändler-Betrieb ist und man danach wieder alleine an diesen Messeständen steht. Deswegen gehe ich auch unendlich ungern auf Messen. Meist hat man ja nur Gespräche mit den Verlagsvertretern, Leuten, die die Bücher ihrer Verlage vermitteln. Ich glaube auch, daß Verleger nur selten eine Chance suchen, mit Buchhändlern in Kontakt zu kommen.

Eigentlich schade, schlecht...

Ja, ziemlich schlecht. Bei Kleinverlagen ist das natürlich nicht so. Da gibt es schon mehr Kontakte mit Verlegern. Vielleicht auch weil man als kleine Buchhandlung besser in das Vertriebssystem eines kleinen Verlages paßt. Die passen ja meist gar nicht in die Sortimente der Großen. Nicht mehr in deren System, nicht mehr in ihr Programm und schon gar nicht in deren Regale.

Kontakte zwischen Buchhändler und Autoren sind häufiger. Buchvorstellungen, Lesereisen, Autorenlesungen, Buchtreffs und ähnliches beleben die Welt zwischen den Regalen, gehören zum Stolz eines Buchhändlers.

Wenn ich nicht stolz darauf wäre, würde ich das nicht machen. Das hat mich immer sehr interessiert und es ist ja auch Teil meines Berufs, Autoren an die Leser heranzuführen. Und da muß ich sagen, gab es sehr schöne Kontakte, die ich nicht missen möchte. Natürlich gab es auch unangenehme Erfahrungen. Und natürlich habe ich auch was falsch gemacht. Natürlich habe ich viel zu wenig Intensität in meine Arbeit – na sagen wir mal in den Untergrund meiner Buchhandlung gelegt. Ich habe auch aus mir heraus, nur drei-, viermal Anfragen in diesen 25 Jahren an Bibliotheken gerichtet, versucht an Bestellungen heranzukommen. Ich habe immer geglaubt, es kommen ja jede Menge Leute hierher und daß das ausreicht. Aber, das Tagesgeschäft allein reicht eben nicht mehr aus. Vielleicht ist es ja so, daß der merkantile Typ in mir, der eigentlich nie da war, jetzt endlich mal weichen möchte. – Genau weiß ich es nicht.

Zauberworte des modernen Buchhandels sind Hörbuch und E-Book. Durch sie kommt Wachstum in die Branche. Darauf setzen die Großen und füllen Regale mit CDs und elektronischen Leseplatten, die jede Menge Literatur, die der Handel auf den Markt werfen will, anbietet. Die kleinen Buchhändler, die versuchen in ihren individuell gestalteten Läden zu überleben, sehen es mit Skepsis und – Angst.

Das Hörbuch wird auf Dauer mit Sicherheit eine große Zukunft haben. Wenn es eine Wachstumsbranche innerhalb des Buchhandels gibt, dann ist es die des Hörbuchs. Vom E-Book mal ganz zu schweigen, das bald kommt. Das Hörbuch ist ein ganz entscheidender Faktor im Buchhandel geworden. Ich merke immer wieder, daß die Leute darauf zurückgreifen, die größere Fahrten oder ähnliches zu bewältigen haben.

Hat mit Lesen im klassischen Sinn eigentlich nichts mehr zu tun.

Stimmt. Es ist weg vom Lesen. Sie sehen ja auch, wie groß mein Repertoire an Hörbüchern ist. Fast nicht vorhanden. Ich kann sie auch relativ schlecht vermitteln, weil ich selbst kaum Hörbücher höre. Wenn, dann lese ich ein Buch. Muß mir Anmerkungen machen, muß Dinge tun, die mit diesem Lesen in Verbindung stehen. Aber ich kann nicht über einen längeren Zeitraum konsequent hören.

Ist vielleicht eher was für Leute, die viel unterwegs sind. Im Auto beispielsweise oder...

Ich bin Zugfahrer. Ich brauche das nicht.

In einer Sammlung von Buchhändlerliedern, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts erschienen ist, taucht in einigen Texten der Begriff »Buchknecht« auf. Da gibt es unter anderem ein »Sortimenterlied«, eine »Jammerkantate« oder eben ein »Buchknechts-Lied«.

Natürlich ist der Buchhändler ein Buchknecht. Wir sind Dienstleistende. Man ist beflissener als man das gerne wäre. Der Buchknecht ist ja auch nichts Schlechtes, wenn er im Sinne der Bücher oder im Sinne der Verleger handelt. Geknechtet ist man allein durch sein finanzielles Dasein als Buchhändler. Das ist ganz sicher so. Ich glaube, daß eine Buchhandlung ein merkantiles Unternehmen ist, das sich aus sich heraus tragen muß. Wenn es das nicht tut, sind selbst politische Bestrebungen, solidarische, unnütz. Wenn die Politik etwas tun könnte, dann vorher. Indem sie vielleicht die Aufträge der Bibliotheken erhöht hätte. Oder wenn sie die Ministerien angehalten hätte, die Verteilung von Bestellungen an die Buchhandlungen zu verbessern. Oder dafür gesorgt hätte daß die Universitätsbibliothek in den 25 Jahren auch hier einmal einen Auftrag abgegeben hätte, was sie nie getan hat und was ich sehr bedaure. Das lag offensichtlich nicht in ihrem Denken, trotz mehrmaliger Interventionen. Natürlich hätte ich früher damit anfangen können, Gespräche zu führen oder ähnliche Dinge zu tun. Ich wollte aber nicht subventioniert werden. Ich glaube, daß eine Buchhandlung dazu da ist, zu existieren, auch in einer kleinen bescheidenen Form, in der ich das mache. Man ist gewohnt, sich jahrelang über Monate hinweg kein Geld zu entnehmen. Ich habe eine Menge Solidarität von Kunden erfahren, die sich zusammentun wollten mit monatlichen Einlagen. Aber, ich konnte ja nicht mal für mein eigenes Geld verantwortlich sein. Wie sollte ich es für deren Geld? Ich glaube, ich kann das nicht regeln. Ich würde damit auf Dauer nicht glücklich werden.

Das Ende einer Buchhandlung geht in grau-samer Langsamkeit vonstatten. »Räumungsverkauf« steht auf gelben Papierstreifen quer über den Schaufenstern, hinter denen wahrscheinlich zum letzten Mal Bücher ausliegen. 30 % auf alles. Dann 50 %. Die Lücken in den Regalen werden breiter und breiter. Die Bücher sind nun endgültig nur noch Ware. Alles muß raus. Das Sortiment, der Stolz des Buchhändlers, stirbt Tag für Tag ein bißchen mehr. Der einstige Umfang....

Schwer zu beantworten. Ich habe weder ein Warenwirtschaftssystem noch sonst irgendwas. Ich habe immer aus dem Bauch heraus gehandelt. Da gibt

es keine bestimmte, keine feste Anzahl von Büchern. Ich kann mich erinnern, in meinem alten Laden, da lagen die Bücher rund um die Regale. Aber, das ist ja weniger im Sinn des Buches, das neigt eher zum Verstauben auf längere Zeit. Dann hebe ich noch all die Bücher auf, die ich gesammelt habe. Zu Hause, wo sich rund 8000 Bücher angesammelt haben. Dabei bin ich da mit kleinen Räumen gesegnet. Und wenn man dem gnädigen Herrn aus den zwanziger und dreißiger Jahren, Herrn Hesse glauben darf, dann kann man im Leben nur 2500 lesen. Also bin ich zu Hause überdimensional von diesem Medium umgeben.

Noch eine Woche, drei Tage, letzter Tag. Das Sortiment besteht aus Resten. Nur die Plakate und Fotos zwischen den leeren Regalen dokumentieren noch Spuren des einstigen kulturellen Angebots, das die Buchhandlung Hofstätter der Stadt gemacht hat. Am Tag danach waren auch die Wände leer.

Natürlich verliert die Stadt ein Stück Kultur. Sie verliert einen Raum. Sie verliert einen Treffpunkt für Leute, die sich über Kultur unterhalten. Sie verliert Verbindungen, also Netzwerke. Ob das im privaten Bereich noch aufrechterhalten werden kann, muß man abwarten. Um sich zu treffen, muß man erst mal telefonieren. Aber die Freundschaften werden bleiben – über die Buchhandlung hinweg. Ich habe ja nicht jeden Tag mein Lamento angestimmt und gesagt, hört mal Leute, dem Laden hier geht's schlecht, macht mal ein bißchen was oder so. Ich habe gehofft, daß sich diese Flaute aus sich selbst heraus regelt. Das hat sie nicht getan. Das ist bedauerlich, aber nicht zu ändern, obwohl dieser Raum hier wirklich sehr gut genutzt wurde. Die Stadt verliert unendlich viel – ja!

Handzettel:

Ich bedanke mich für Ihre freundschaftliche Verbundenheit in den letzten 25 Jahren.

Ludwig Hofstätter.



Kathrin Bruch

geboren 1985 in Saarbrücken, lebt in Berlin
Seit 2006 fotografische Ausbildung im Fachbereich Fotodesign beim
Lette-Verein Berlin, Berufsfachschule für Design
Im September 2008 wurde Kathrin Bruch mit dem 1. Preis beim
Deutschen Jugendfotopreis ausgezeichnet.
Kontakt: www.kathrinbruch.de, hallo@kathrinbruch.de

In den 60er Jahren wurden im Saarland 17 Millionen Tonnen Kohle gefördert. Aus 18 Bergwerken förderten zwanzigtausend Beschäftigte Kohle auf Schiffe und Waggons. Das hat Spuren hinterlassen: in der Landschaft, bei den Menschen, die die Räder der Kohleindustrie am Laufen hielten. Ich bin einigen Spuren gefolgt.

Nicht zu übersehen sind die landschaftlichen Spuren: Abraumhalden – mittlerweile zum Teil bewachsen – ragen wie merkwürdige graue Mondlandschaften in den Himmel. Stillgelegte Fördertürme erheben sich über Städte und Dörfer. Ich habe diese stillgelegten Industrieanlagen, die verschwinden werden, da die finanziellen Mittel und das Interesse fehlen, sie alle instandzuhalten, sowohl unter zeitgeschichtlichem Aspekt fotografiert – als Dokumente – als auch unter ästhetischem Aspekt. Für mich ging von Fördertürmen und Abraumhalden, die wie Landmarken die saarländische Landschaft prägen, immer schon eine Faszination aus. In ihrer Ödnis und Kühle sah ich doch immer auch eine besondere Schönheit und Klarheit. Über die Jahre scheinen sich die Anlagen und die Landschaft einander angepaßt zu haben, weswegen ich die Gebäude nicht separiert und losgelöst von ihrer Umgebung fotografiert habe, sondern immer in deren Kontext.

Betritt man diese Bauwerke, so findet man in ihrem Inneren die Spuren derer, die dort zu Tausenden jahrzehntelang gearbeitet haben: Einzelne Namensschilder, abgetretene Stufen, ein Spind mit Aufkleber, tausend Kleiderkörbe in der Waschkau, Dienstpläne lassen mich eine Idee davon bekommen, wie die Arbeitswelt der Portraitierten aussah. In den Innenaufnahmen, die immer den Raum als Ganzes zeigen, nie im Detail, ist diese Ahnung, dieser Geist der Arbeiter mal mehr, mal weniger offensichtlich zu sehen. Wer genau hinsieht, wird einen Aufkleber auf einer Kachel oder einen Handlauf, an dem der Lack von vielen Berührungen abblättert, entdecken.

Einige der Bergleute habe ich besucht. Sie alle haben sich in ihrem Zuhause eine Ecke eingerichtet, in der sie Erinnerungen und Gegenstände des Bergbaus aufbewahren. Da gab es die Kellerbar, an allen vier Wänden geschmückt mit Grubenlampen, da gab es mit Grubenmotiven bemalte Porzellanteller, eine selbstgeschnitzte Bergmannskapelle, Fotos, Fahnen, ein altes (funktionierendes!) Unter-Tage-Grubentelefon. Ich sah eine Sammlung von Grubenlampen aufgereiht auf dem Kamin, eine in die Wohnzimmerwand eingelassene Figur der St. Barbara, der Schutzheiligen der Bergleute. In ihrer heimischen Umgebung habe ich die Bergmänner portraitiert, gepaart mit Aufnahmen ihrer Sammlungen. Ihre Erzählungen, witzige wie traurige Geschichten, haben mich gefesselt, und ihr Stolz, ihr Engagement und ihre tiefe Identifikation mit dem Bergbau haben mich beeindruckt. Ich habe festgestellt, daß die Traditionen und die Bergbaukultur, trotz geschlossener Bergwerke, immer noch gehegt und gepflegt werden. Daß die Beschäftigung und Identifikation mit dem Bergbau auch im Ruhestand für die Bergleute alltagsbestimmend und selbstverständlich ist.

- 1 Kohletransportband, Göttelborn
- 2 Gasgebläsehalle der Kokerei Heinitz
- 3 Waschkau, Luisenthal
- 4 Lampenstube, Luisenthal
- 5+6 Gerd Thurn, *1935, 1950–1990 Elektriker Unter Tage, Luisenthal











Großherzogtum verpflichtet

Vom sprachlichen Reichtum und Großmut in Luxemburg

Von Cornelia Zelinsky-Wibbelt

»Mir wëlle bleiwe wat mir sinn!« Mit der Verkündung ihres Wir-Gefühls in ihrer Muttersprache ist es den Luxemburgern endlich gelungen, sich nach einer wechselvollen Geschichte die Vorherrschaft über ihre Identität zu erwerben. Während die Luxemburger mit diesem Slogan in die Zukunft blicken, ist es für Deutsche sicherlich interessant, zurückzuverfolgen, welche historisch gewachsene und sprachliche Identität sich hinter diesem Lebensmotto verbirgt, dessen Sprache aus einem deutschen Dialekt hervorgegangen ist.

Denn unter den wertvollen Besitztümern, die zum Selbstwertgefühl der autochthonen luxemburgischen Bevölkerung gehören, hat sich die lëtzebuergesche Sprache einen Spitzenplatz erobert. Dies geht aus einer Studie hervor (*Les valeurs au Luxembourg*, Luxembourg: Saint-Paul 2002), wonach die luxemburgische Staatsangehörigkeit auf dieser Hitliste angeblich erst auf dem 10. Platz landet. Dabei wollte es das Schicksal der Geschichte, daß es den Luxemburgern nicht vor dem 20. Jahrhundert gelungen ist, in den Besitz einer nationalen Identität zu gelangen. Obwohl die von ihnen gesprochene fränkische Varietät der deutschen Hochsprache schon seit Jahrhunderten durch den intensiven Kontakt mit der französischen Sprache ihre Eigenständigkeit entwickelt hatte, gelang es der Bevölkerung erst durch die mit der heutigen geographischen Ausdehnung im 19. Jahrhundert einsetzende Entdeckung eines Nationalgefühls, diese eigene Sprache als Muttersprache anzusehen und schließlich als Nationalsprache zu legitimieren. Aber schon allein die Triglossie, die die Region des heutigen Großherzogtums seit dem 3. Jahrhundert n. Chr. markiert, ließ es zu keinem Zeitpunkt in der Geschichte zu, daß sich die Symbolfunktion der lëtzebuergeschen Sprache etwa mit nationalistischen Anwandlungen vertragen hätte.

Die luxemburgische Sprachsituation ist nicht nur wegen der besonderen Rolle einer deutschen Regionalsprache als Nationalspra-

che interessant. Neben dem Luxemburgischen tragen zwei weitere Nationalsprachen, das Deutsche und das Französische, zur luxemburgischen Triglossie bei. Das außergewöhnliche an dieser Triglossie ist, daß sie nicht durch parallele Sprachgemeinschaften geprägt ist. In Luxemburg spricht praktisch jeder mindestens zwei Sprachen, zwischen denen er mehrmals am Tag wechselt. Denn für jede gesellschaftliche Domäne haben die verschiedenen Sprachtypen durch lange Tradition ihre Statusrollen entwickelt und stabilisiert. Deshalb erklärt sich die luxemburgische Triglossie nicht allein durch die heute gegebene regionale und soziale sowie sprachliche und demographische Heterogenität, wie etwa in anderen mehrsprachigen Ländern wie der Schweiz. Die Entwicklung des Lëtzebuergeschen als Nationalsprache ist erst durch die sehr späte Herausbildung des Gemein-Lëtzebuergeschen seit Beginn der Industrialisierung im 18. Jahrhundert aus der im Zentrum Luxemburg Stadt gesprochenen Varietät ermöglicht worden. Eine Auseinandersetzung mit dieser Sprache zeigt unweigerlich, daß ihre besondere Genese untrennbar mit der Entwicklung des luxemburgischen Volkes und seines Staates verbunden ist.

Luxemburgisch als Nationalsprache im dreisprachigen Kontext

Nicht nur in ihrem Vokabular und in ihrer Grammatik, auch im Gebrauch unterscheidet sich die in Luxemburg gesprochene west-moselfränkische Sprachvarietät von den angrenzenden moselfränkischen Varietäten. Als wertvollstes Besitztum der luxemburgischen Identität wird das Lëtzebuergesche als Muttersprache gesprochen, das auch ausländische Kinder vor dem Standarddeutschen und dem Französischen im Kindergarten und in den Kindergruppen erlernen. Von den weltweit 300 000 luxemburgischen Muttersprachlern leben nur ca. 250 000 im Großherzogtum. Trotz der un-

tersetzten Sprachgemeinschaft gruppiert sich das Luxemburgische als Nationalsprache in einem dreisprachigen Kontext nicht in der Riege der gängigen Minderheitensprachen. Darüber hinaus hat es die Rolle der Integrationssprache. Um die vorletzte Jahrhundertwende und in den sechziger Jahren verhalf sie französischen, belgischen und deutschen Arbeitnehmern und Grenzgängern sowie zahlreichen italienischen und portugiesischen Bürgern zur Bodenständigkeit. Diese neuerliche Völkerwanderung folgte dem Bedarf einer explodierenden Wirtschaft im Großherzogtum.

Eine weitere gesellschaftliche Besonderheit der luxemburgischen Sprache ist ihr überwiegender mündlicher Gebrauch. Obwohl das Lëtzebuergesche 1974 bereits im Vorgriff auf die gesetzliche Verankerung als Nationalsprache eine schriftliche Kodifizierung erfahren hat, kommt es bislang eher zögerlich zu Papier. Diese Zurückhaltung erklärt sich wohl durch die stärkere Normierung und die längere Tradition der französischen und standarddeutschen Schriftsprache, die immer noch lieber verwendet werden. Die gehobene Schriftsprache der Gesetzgebung und Rechtsprechung bleibt Französisch. Aufgrund der langen Tradition der Mündlichkeit kann die luxemburgische Sprache schließlich auch nicht auf eine lange und breite Tradition geschriebener Texte zurückblicken. Das gilt, bis auf neueste Entwicklungen im Rahmen der Gründung der Luxemburger Universität, sowohl für die Wissenschaftssprache als auch für die literarische Tradition, die aufgrund des vorherrschenden mündlichen Gebrauchs der luxemburgischen Sprache durch eine bis zu Beginn der Industrialisierung überwiegend arme und ländliche Bevölkerung eher volkstümlich-bäuerlich daherkommt. Allerdings erlebt diese Tradition seit den sechziger Jahren eine wahre Renaissance, die, besonders getragen durch die Umweltbewegung der achtziger Jahre, 1995 zur Auskoppelung des Centre Nationale de Littérature aus dem Staatsarchiv geführt hat. Da die Förderung und Verbreitung der luxemburgischen Literatur durch diese Institution sich jetzt an alle richtet, im Gegensatz zur Prestige- und Eliteverteidigung der traditionellen französischen Schriftsprache in Luxemburg, ist ihr Engagement gleichzeitig auf demokratische Weise sprachpflegerisch und damit der Schriftlichkeit förderlich.

Der heutige Status des Luxemburgischen als Nationalsprache ist ein genuines Zeichen des demokratischen Zusammenlebens in einer modernen Gesellschaft. Die Verabschiedung der gesetzlichen Grundlage ist eng mit der europäischen Ausrichtung Luxemburgs nach dem Zweiten Weltkrieg verbunden, denn es geht auf die aus der 68er-Bewegung hervorgegangenen Bemühungen um die Rettung und Rehabilitation der Minderheiten- und Regionalsprachen in Europa zurück, die 1984 mit der europäischen Charta zum Schutz der Regional- und Minderheitensprachen besiegelt wurden. Während im Nachbarstaat Frankreich die tatsächliche Ausblendung der Charta im eigenen Land und insbesondere im fränkischen Sprachraum Lothringen vermeintlich auf die in der französischen Verfassung verankerte Einsprachigkeit zurückgeht, beinhaltet die Erhebung des Luxemburgischen zur Landessprache nicht die Dominanz über die im Großherzogtum alteingesessenen Nationalsprachen Französisch und Deutsch. Die in Luxemburg gepflegte Mehrsprachigkeit ist nicht nur Ausdruck des Respekts und des sozialen Zusammenhangs, sondern auch ein Schlüssel zum wirtschaftlichen Erfolg der Region. Unter der 500 000 Seelen zählenden Gesamtbevölkerung befinden sich 38 Prozent Immigranten. Aufgrund der zahlreichen Grenzgänger, die regelmäßig aus den angrenzenden Ländern Frankreich, Belgien und Deutschland in Luxemburg ihren Arbeitsplatz aufsuchen, erhöht sich der Anteil der berufstätigen Immigranten auf 60 %, wobei die Hälfte ihr Domizil innerhalb und die andere Hälfte außerhalb der Grenzen hat. Durch diese immer zahlreichen verschiedensprachigen Immigranten hat das Luxemburgische automatisch eine wichtige Rolle für das Zusammenwachsen zu einer modernen Gesellschaft zu meistern, während die anderen beiden Nationalsprachen in der Kommunikation zwischen Einheimischen und Immigranten zum Einsatz kommen, da jeder Luxemburger zumindest einer dieser Fremdsprachen mächtig ist. Dabei hat sich das Französische die Rolle der verbindenden Sprache erobert, da sie aufgrund der Nähe zu Wallonien sowie zu Lothringen mit der dort herrschenden hohen Arbeitslosigkeit von den meisten ausländischen Arbeitnehmern gesprochen wird. Die luxemburgische Muttersprache dagegen behielt auch in der Kommunikation zwischen den Nationen die Rolle der Alltags-

sprache, mit der die täglichen Probleme am Arbeitsplatz und im sonstigen Zusammenleben gelöst werden.

Der historische Schlüssel zum Erfolg der luxemburgischen Sprache

Die Entwicklung der luxemburgischen Sprache ist ein Spiegelbild der Entwicklung des Großherzogtums. Denn daß sich in Luxemburg erst relativ spät das Gemein-Lëtzebuergesche herauskristallisiert hat, und die Legitimation zur Nationalsprache damit auch lange auf sich warten ließ, geht auf die Geschichte des Landes zurück.



Die fränkische Landnahme im Westmoselraum

Aus historisch-sprachvergleichender Sicht ist das Luxemburgische eine germanische Sprache, die auf die fränkische Besiedlung im Zuge der Völkerwanderung im 1. bis 3. Jahrhundert n. Chr. zurückzuführen ist. Die mitgebrachte fränkische Sprache hat das im Westmoselraum ansässige lateinische und keltische Sprachgut allmählich überformt, aber dieser Zusammenstoß mehrerer Kulturen und Sprachen war bereits der Beginn für die heutige luxemburgische Triglossie. Während sich diese Landnahme und damit der sprachliche Einfluß durch die salischen Franken westwärts bis ins heutige Nordfrankreich fortsetzte, zog es dieselben Volksstämme im 6. Jahrhundert wieder ostwärts, teilweise bis in sächsische Gefilde, was in den Gebieten diesseits und jenseits von Mosel und Lahn erneut einen regen Kontakt zwischen germanischen und romanischen Volksstämmen und den heute auch noch in der Sprache bezeugten Austausch von Kulturgütern mit sich brachte.

Die Gründung des Fürstentums

Die Herrschaft des deutschen Adels im westmoselfränkischen Raum begann mit dem Erwerb des Bockfelsens im Tal der Alzette 963. Bereits die Römer hatten die strategisch in-

teressante Lage dieses Felsvorsprungs erkannt und darauf eine Burganlage, das »castellum quod dicitur Luciliburhuc« errichtet. Diese Burg (lateinisch »lucilin«) gab der späteren Stadt »Lützelburg« sowie auch dem Fürstentum ihren Namen. Unter der Obhut der Fürsten wurde die Festung zu einer zunehmend mächtigeren Verteidigungsstätte ausgebaut, die sich damit auch die Sicherheit schufen, mit der sie ihre Grenzen weiter nach Norden und Westen ausdehnen konnten. Aus dieser Adelsdynastie kamen dem mittelalterlichen Deutschen Reich vier römisch-deutsche Kaiser zugute. Und so kam es unter anderem durch diese Vormachtstellung des Fürstentums dazu, daß Kaiser Karl IV. 1354 die damalige Grafschaft zum Herzogtum erhob. Im Gegenzug erfuhr Luxemburg bereits unter burgundischer Herrschaft seit Mitte des 15. Jahrhunderts eine starke Romanisierung, ebenso wie unter der Herrschaft Ludwig XIV. seit 1684 und schließlich während der 20jährigen Annexion nach der Französischen Revolution und der Auflösung des Deutschen Kaiserreichs 1806. Aufgrund seiner mächtigen Verteidigungsstätte auf dem Bockfelsen wurde das damalige Herzogtum während des 16. und 17. Jahrhunderts immer wieder zum begehrten Kriegsschauplatz, auf dem das Deutsche Kaiserreich gegen Frankreich kämpfte. Daraus ging die wechselnde deutsche und französische Vorherrschaft hervor. Nach dem Dreißigjährigen Krieg kam es zur ersten Aufteilung des damaligen Territoriums. Erst im Pyrenäen-Vertrag von 1659 wurden die südlichen Gebiete um Thionville und Montmédy Frankreich zugeschlagen.

Die Staatsbildung

Die 20jährige französische Annexion endete 1814 mit Napoleons Niederlage bei Waterloo. Auf dem Wiener Kongreß von 1815 wird Luxemburg zum selbständigen Großherzogtum erhoben, jedoch sollte es nicht bleiben, was es war. Als Teil des neugegründeten, 40 deutsche Staaten umfassenden »Deutschen Bundes« wurde es gleichzeitig dem unerbittlichen Regiment des Königs der Vereinigten Niederlande, Wilhelm I., unterworfen, und der Preis war die zweite territoriale Aufteilung. Der König mußte den Teil der südlichen Eifel bis in die Höhe von Bitburg, Prüm und Schleiden an das damalige Preußen abgeben. Der

Widerstand gegen den nassauisch-oranischen Herrscher führte 1830 zur Beteiligung der Luxemburger an der Belgischen Revolution gegen die Niederlande, woraufhin Luxemburg erneut Federn lassen mußte. Im Londoner Vertrag von 1839 wurde mehr als die Hälfte des damaligen luxemburgischen Gebietes, das wallonischsprachige *quartier français*, das heute den Namen Province de Luxembourg trägt, und die Stadt Arlon an das neuentstandene Königreich Belgien vergeben, so daß Luxemburg fortan nur noch aus dem heutigen, rein deutschsprachigen *quartier allemand* bestand. Erst durch diese dritte territoriale Aufteilung war das moderne Luxemburg geboren, das 1848 seine erste demokratische Verfassung verabschiedete. Gegen die 1867 von Bismarck provozierten Ansprüche Napoleons III. auf das Großherzogtum entwickelte sich starker Unmut in der Bevölkerung, und das luxemburgische Motto »Mir wëlle bleiwe wat mir sinn!« wurde geboren.

Gleichwohl wußte Bismarck jedoch auch, wie er Napoleons Bemühungen zum Scheitern bringen konnte. Denn durch den zweiten Londoner Vertrag von 1867 wurde Luxemburg (bis zur Aufhebung des Vertrags nach dem Zweiten Weltkrieg) als neutrales Gebiet deklariert. Es blieb jedoch weiter im Privatbesitz des niederländischen Königs Wilhelm III. Dieser versuchte nach der Auflösung des Deutschen Bundes vergeblich zu erreichen, daß das Großherzogtum Mitglied im unter preußischer Führung entstandenen Norddeutschen Bund wurde. Während des Ersten Weltkrieges wird jedoch die alte Rolle Luxemburgs als Kriegsschauplatz wiederbelebt und damit die Neutralität verletzt, als deutsche Truppen gegen ihren Erbfeind Frankreich anrücken und dabei das Land besetzen. Bereits während des Krieges kommt es im Großherzogtum, noch unterstützt durch das angrenzende Belgien und Frankreich, zu einer innenpolitischen Krise, die nach dem Abzug der Truppen 1919 zu einem Referendum über die politische und wirtschaftliche Zukunft führt. Die große Mehrheit ent-

scheidet sich jedoch für den Fortbestand des Status quo. Damit war zwar die Vision der linken und liberalen Kräfte des Landes von der Republik begraben, aber die damalige Großherzogin wurde auf demokratische Weise in der weiteren Ausübung ihrer Ämter anerkannt. 1922 erfolgte mit der Gründung der Union Économique Belgo-Luxembourgeoise die Einführung der belgisch-luxemburgischen Währungsunion. Im Zweiten Weltkrieg verletzte Deutschland mit der Besetzung und der Zivilverwaltung durch den Gauleiter Gustav Simon sowie schließlich mit der Annektierung erneut den Neutralitätsstatus des Landes.

Die Formierung einer Nation

Die Bevölkerung konnte sich allerdings mit der durch die beiden Londoner Verträge von 1839 und 1867 geschaffenen politischen Unabhängigkeit nicht so schnell anfreunden. Nach jahrhundertelanger Fremdherrschaft, wodurch die Bevölkerung der Hauptstadt unter fremder Truppenbesatzung seit dem 15. Jahrhundert zur Hälfte aus Ausländern bestand, mußten die Luxemburger ihre eigene Rolle erst noch finden. Der Weg zur Selbständigkeit wurde 1890 mit dem Tod des niederländischen Königs Wilhelm III. und damit des vollständigen Ausscheidens aus der oranischen Linie erleichtert.

Der Ausschluß aus dem Norddeutschen Bund führte zur weiteren Isolation Luxemburgs, so daß viele kulturelle und wirtschaftliche Entwicklungen am Land vorbeigingen oder aus Mißtrauen verpönt waren. Erst mit dem Aufblühen der Montanindustrie seit dem 19. Jahrhundert verhalfen die Standorte im Süden des Landes Luxemburg zum ersten Mal zu wirtschaftlichem Aufschwung, wodurch sich auch das mangelnde Selbstwertgefühl der seit jeher armen ländlichen Bevölkerungsschichten besserte. Aus dieser neuen Einstellung der Luxemburger zu ihrem Land bildete sich, noch gestärkt durch die deutsche Besetzung im Ersten Weltkrieg, allmählich ein nationales Identitätsgefühl heraus.



Das aufgrund der jahrhundertelangen Fremdherrschaft und Isolation geschürte Mißtrauen der luxemburgischen Bevölkerung beinhaltete auch die Ablehnung von Krieg und Militär. Die Friedensbestrebungen im Laufe der Geschichte des politisch neutralen Großherzogtums waren jedoch nicht ganz erfolgreich, so die Ablehnung der Wehrpflicht und des anti-klerikalen französischen Regimes im sogenannten »Kleppelkrich« von 1798 und der friedliche Streik gegen die Wehrpflicht 1942. Insbesondere die Zerstörungswut im Zweiten Weltkrieg hat die Luxemburger gelehrt, daß sie als kleines unabhängiges Land alleine keine Aussicht auf Erfolg haben, und sie entwickelten die Vision von der Stärke in der Staatengemeinschaft. In der Nachkriegszeit profitierten sie von den durch die Fremdherrschaft entstandenen kulturellen und sozialen Werten, die das Zusammenwachsen zu einer multinationalen, multikulturellen und schließlich interkulturellen Gesellschaft unkompliziert und selbstverständlich machten. Die Politiker verstanden es unter anderem durch ihre wirtschaftspolitischen Aktivitäten im Rahmen der heutigen Europäischen Union, ihrem Land auf internationalem Parkett Ansehen zu verschaffen.

Die Entwicklung des Lëtzebuergeschen zur Nationalsprache

Durch die territoriale Ausdehnung des ursprünglichen Fürstentums seit dem 11. Jahrhundert in die heutigen süd-belgischen Provinzen und in die Romania hinein bildete sich in Luxemburg eine nordsüdlich verlaufende Grenze zwischen dem westlichen französisch-wallonischen und dem östlichen germanisch-moselfränkischen Sprachbezirk mit der Hauptstadt aus. 1340 wurde durch die Trennung in die zwei Verwaltungsbezirke des quartier wallon und des quartier allemand erstmals offiziell die Zweisprachigkeit im damaligen luxemburgischen Territorium institutionalisiert. Im 15. Jahrhundert führte die burgundische Herrschaft zur Ablösung des Lateinischen durch die französische Amtssprache, die jedoch schon im folgenden Jahrhundert vom Deutschen abgelöst wurde. Unter der belgischen Herrschaft gelangte das Französische wieder zu mehr Bedeutung, bis beide Sprachen nach dem ersten Londoner Vertrag 1839 durch kö-

niglichen Beschluß gleichberechtigt wurden und die Ausübung der deutschen Sprache erleichtert und 1848 verfassungsrechtlich verankert wurde. Dennoch hat sich die Dominanz des Französischen gegenüber dem Deutschen durch seine Rolle in der Jurisprudenz und in der Sprachausbildung bis heute erhalten. Deutsch und Französisch genossen ihre fest definierten Rollen. Französisch wurde auch in der geschäftlichen und amtlichen schriftlichen Kommunikation fast ausschließlich bevorzugt. Viele Inschriften auf Denkmälern und Grabsteinen zeugen heute noch von dieser honorigen Rolle des Französischen. Die Oberschicht bevorzugte französische Literatur. Deutschsprachige Literatur wurde von der Mittel- und Unterschicht rezipiert. Die Pressesprache war bis auf den sakrosankten französischsprachigen Feuilletonanteil seit dem 19. Jahrhundert fast ausschließlich deutsch. Die einzige französischsprachige luxemburgische Tageszeitung *Luxembourg* wurde nach der Gleichschaltung aller Zeitungen durch die Nazis dann nach dem Zweiten Weltkrieg nicht wieder aufgelegt.* In Fortsetzung der dem deutschen Sprachraum entstammenden missionarischen und politischen Aktivitäten der Kirche seit dem frühen Mittelalter wurden die Predigten bis in die 60er Jahre des letzten Jahrhunderts auf deutsch abgehalten. Deutsch war bis zur Sekundarstufe I die Hauptunterrichtssprache und wurde dann vom Französischen abgelöst. Die private schriftliche Kommunikation wurde auf Deutsch erledigt. Man sieht also, daß Deutsch die Sprache des Gebrauchs war und Französisch die Sprache des Prestiges.

Die dritte bereits eigenständige Sprache des Landes, das Luxemburgische, wurde in der ersten Verfassung von 1848 unterschlagen. Vereinzelte Versuche, es als selbständige Sprache anerkennen zu lassen, scheiterten, so der sprachgeschichtlich legendäre Versuch des Abgeordneten Caspar Matthias Spoo, der 1896 ein Plädoyer auf Luxemburgisch vortrug, mit dem er die Sprache im Parlament einführen wollte. 1824 wurde der erste luxemburgische Text im *Luxemburger Wochenblatt* veröffentlicht, 1829 das erste Buch, ein Gedichtband, der Initialzunder für die westmoselfränkische Volksliteratur, die ihr »goldenes Zeitalter« mit Beginn der Alphabetisierung im 18. und 19. Jahrhundert auch durch den Einzug des Dialekts in notarielle Dokumente und Briefe hatte. Seit der Industrialisierung im 19. Jahrhun-

dert hatte er sich durch den Bedarf an einer die zugewanderten Arbeiter integrierenden Einheitssprache aus den zahlreichen kleinräumig verteilten lëtzebuergeschen Varietäten herausgebildet. Seitdem werden sowohl das Französische als auch das Deutsche, trotz seiner größeren Affinität zur luxemburgischen Sprache, als Fremdsprache betrachtet.

1847 trug die Industrialisierung ihre »sprachdidaktischen« Früchte: das erste Wörterbuch der luxemburgischen Sprache mit deutschen und französischen Entsprechungen war abgeschlossen (Gangler 1847). Nach jahrhundertelanger Fremdherrschaft konnte sich nach der dritten territorialen Teilung von 1867 die aufgrund des reichhaltigen romanischen Sprachguts inzwischen eigenständige luxemburgische Sprache so weit behaupten, daß sie zu einem Einflußfaktor für das sich allmählich entwickelnde nationale Bewußtsein der Bevölkerung im übriggebliebenen deutschspra-

chigen Bezirk wurde. Das Lëtzebuergesche wurde ein immer wichtigeres Kennzeichen ihrer Identität. Die Eigenständigkeit gegenüber dem deutschen Sprachraum östlich von Mosel, Sauer und Our wurde nach der Auflösung des Deutschen Bundes, dem Luxemburg noch beiwohnen durfte, dadurch verstärkt, daß der unter preußischer Führung neugegründete Norddeutsche Bund Luxemburg die Aufnahme verweigerte. Außerdem begann seit der Auflösung des Deutschen Kaiserreichs 1806 eine von der preußischen Staatsraison geprägte Hochsprache die kleinräumig verteilten Mundarten zu nivellieren. Damit einher gingen die durch die jahrhundertelange Fremdherrschaft geschürten Antipathien gegenüber den Amtssprachen Französisch und Deutsch. 1906 war das erste einsprachige Wörterbuch der luxemburgischen Sprache auf dem Markt. Seit 1912 wird Luxemburgisch als Muttersprache in den Grundschulen unterrichtet,

761	
Mémorial DU Grand-Duché de Luxembourg.	 Memorial des Großherzogtums Luxemburg.
Dimanche, 11 août 1912.	N ^o 61.
Sonntag, 11. August 1912.	
<i>Loi du 10 août 1912, concernant l'organisation de l'enseignement primaire.</i> Nous MARIE-ADELAÏDE, par la grâce de Dieu Grande-Duchesse de Luxembourg, Duchesse de Nassau, etc., etc., etc.; Notre Conseil entendu; De l'assentiment de la Chambre des députés; Vu la décision de la Chambre des députés du 25 juin 1912 et celle du Conseil d'Etat du 6 juillet suivant, portant qu'il n'y a pas lieu à second vote; Avons ordonné et ordonnons: Chap. I^{er}. — <i>De l'enseignement obligatoire.</i> Art. 1^{er}. Tout enfant âgé de six ans révolus au 1^{er} novembre recevra, pendant sept années consécutives, l'instruction dans les matières énumérées à l'art. 23 de la présente loi.	<i>Gesetz vom 10. August 1912, die Organisation des Primärunterrichtes betreffend.</i> Wir Maria Adelsheid, von Gottes Gnaden Großherzogin von Luxemburg, Herzogin zu Nassau, etc., etc., etc.; Nach Anhörung Unseres Staatsrates; Mit Zustimmung der Abgeordnetenversammlung; Nach Einsicht der Entscheidung der Abgeordnetenversammlung vom 25. Juni 1912 und derjenigen des Staatsrates vom 8. Juli 1912, wonach eine zweite Abstimmung nicht erfolgen wird; Haben verordnet und verordnen: Kap. I. — <i>Vom obligatorischen Unterrichte.</i> Art. 1. Jedes Kind, welches am 1. November das sechste Lebensjahr zurückgelegt hat, muß während sieben aufeinanderfolgenden Jahren den Unterricht in den durch Art. 23 des gegenwärtigen

was nach dem Zweiten Weltkrieg zur Ausweitung auf die Sekundarstufe führte.

1910 wurden auf dreieinhalb Seiten erstmals Richtlinien der Orthographie der luxemburgischen Sprache herausgegeben, die bereits die luxemburgisch-spezifischen diakritischen Zeichen für die Sonderregelung der Aussprache der Vokale enthielten. Seit 1948 brachte der Sprachwissenschaftler Robert Bruch frischen Wind in die 1924 als Luxemburger Sprachgesellschaft gegründete Section de linguistique, de folklore et de toponymie am Institut Grand-Ducal. Dort verfaßte eine Wörterbuch- und Grammatikkommission das heutige Wörterbuch, das im Moment in einem umfassenderen fünfsprachigen Internetwörterbuch, dem *Lëtzebuurger Online Dictionnaire*, nach neuen, sprachwissenschaftlichen Kriterien erweitert wird (www.lod.lu), sowie das 1955 erschienene *Précis de Grammaire Luxembourgeoise*. Seit den sechziger Jahren werden die Domänen der Gebrauchssprache Deutsch mehr und mehr vom Gemein-Lëtzebuergeschen bedient.

Bis zur Besatzungszeit während des Zweiten Weltkriegs blieb das Lëtzebuergesche Mutter- und Umgangssprache der Luxemburger und ließ sich auch vom Nazi-Regime nicht verdrängen. Die Sprache des Herzens bekundete ihre Abneigung gegen die betriebene Germanisierung. Dies wurde durch nichts besser als durch die Erhebung von 1941 bestätigt, die mit dem bahnbrechenden Ergebnis des zum Sinnspruch erkorenen Triumphes »dräimol Lëtzebuergesch« gekrönt wurde. Mit diesem dreifachen Votum entschied sich die luxemburgische Bevölkerung zu ca. 90 % für Sprache, Nationalität und ethnische Zugehörigkeit. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg gelang es den Abgeordneten, die luxemburgische Sprache im Parlament einzuführen. In der Verfassungsänderung von 1948, die Französisch und Deutsch gleichstellte, wurde abermals die luxemburgische Sprache ausgeklammert und mußte bis zum dann um so einschneidenderen Gesetz von 1984 warten, in dem sie zur Nationalsprache aufrückte. Durch die wirtschaftspolitische Ausrichtung Luxemburgs während der Gründung der heutigen Europäischen Union wurde auch die Polyglossie weiter ausgebaut, indem vor allem englisches Sprachgut zunehmend in das Lëtzebuergesche Einzug hielt.

Ausblick

Dialekt, Muttersprache, alltägliche Umgangssprache, Nationalsprache, Literatursprache – in allen diesen Rollen hat sich das Lëtzebuergesche heute seinen Platz bewahrt oder erobert und ist damit eine alte Sprache und eine moderne Sprache zugleich, vor allem eine lebendige. Bemerkenswert und etwas außergewöhnlich ist die Entwicklung dieser Sprache, insbesondere wenn man sie mit der Entwicklung seiner benachbarten Schwestern, dem Rheinfränkischen und Moselfränkischen in Deutschland oder dem Francique in Lothringen vergleicht, von denen letztere sogar um ihr Überleben kämpft.

Die Zukunft des Lëtzebuergeschen wird vom Ausbau seiner Substanz und der Diversifizierung seiner Funktionen abhängen sowie von der Etablierung in den Medien von seiner verbesserten Verankerung im Schulunterricht, aber auch von seinem Einzug in die Wissenschaft. Die verstärkte Nachfrage nach einer luxemburgischen sozio-kulturellen Identität von seiten des anhaltenden Zustroms an ausländischen Arbeitnehmern wird dazu beitragen. Es bestehen gute Chancen, daß Jean Claude Junckers Hoffnung, daß in dem kleinen Land Luxemburg die Sprache »Größe zeigen« wird, nicht enttäuscht wird.

Anmerkung

- * Heute gibt es neben der deutschsprachigen größten Tageszeitung *Luxemburger Wort* noch das deutsch- und französischsprachige *Tageblatt*, das deutschsprachige *Journal* sowie zwei weitere kleinere Tageszeitungen, die in Französisch erscheinen.

Literatur

- Fernand Hoffmann, *Zwischenland. Dialektologische, mundartphilologische und mundartliterarische Grenzgänge*, Hildesheim 1981.
- Wolfgang Lorig und Mario Hirsch, *Das politische System Luxemburgs. Eine Einführung*, Wiesbaden 2008.
- Les valeurs au Luxembourg*, hrsg. von Michel Legrand, Luxemburg 2002.
- Jean François Gangler, *Lexicon der Luxemburger Umgangssprache*, Luxemburg 1847.

U wiem ass et elo?

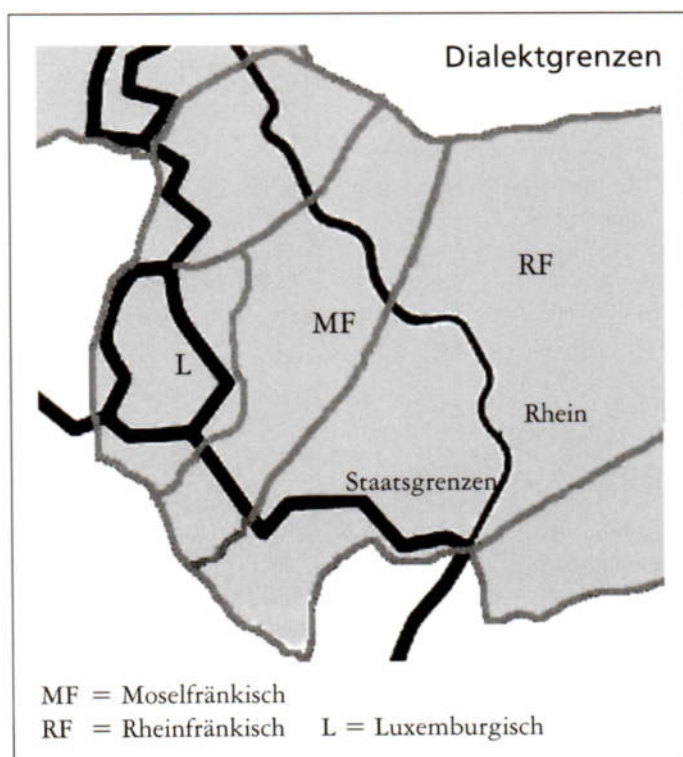
Lëtzebuergesch – eine eigenständige Sprache

Von Cornelia Zelinsky-Wibbelt

1984 ist das Luxemburgische neben Französisch und Deutsch zur Nationalsprache des Großherzogtums erhoben worden. Für Nicht-Luxemburger ist es ein Unikum, daß die Sprache zugleich den Status eines Dialekts und den einer Nationalsprache als Amtssprache genießen soll, die für alle Teile der Bevölkerung »verbindlich« sein, also die verschiedenen-sprachigen Sprecher des Landes vereinen soll.

Dieses laienlinguistische Verständnis von der Doppelfunktion des Luxemburgischen ist denn auch mit sprachwissenschaftlichen Kriterien nicht ganz aufrechtzuerhalten. Aus sprachtypologischer Perspektive hat nämlich einerseits die eigenständige Entwicklung vor allem unter dem Einfluß des Französischen in einem relativ isolierten Gebiet das Sprachgut, die Funktionsweise und die sozio-kulturelle Leistungskraft dieser mitteldeutschen Sprachvarietät derartig ausstaffiert, daß das Gemein-

lëtzebuergesche heute mehr als nur einen Dialekt des Hochdeutschen darstellt. Zum anderen unterscheidet sich das Lëtzebuergesche historisch begründet von den in den benachbarten Gebieten gesprochenen verwandten moselfränkischen Varietäten in Grammatik, Wortschatz und Aussprache nicht so grundlegend, daß von einer eigenständigen Sprache die Rede sein kann. Die seit dem 19. Jahrhundert in Luxemburg praktizierte Dreisprachigkeit Deutsch, Französisch, Luxemburgisch ist wohl auch ein Grund dafür, warum sich das Lëtzebuergesche nicht zu einer voll ausgebauten Standardsprache entwickeln konnte. Aber, sie ist heute durchaus auf dem Wege dorthin. Nun denn: *U wiem ass et elo? Alors, c'est à qui? Wer ist jetzt dran?*



Eigenständigkeit durch romanisches Wortgut

Aus dem langen und intensiven Kontakt mit der Romania während der französischen Herrschaft sind in der luxemburgischen Sprache zahlreiche Spuren zurückgeblieben. So ist es der Reichtum an französischen Lehnwörtern, der nicht nur die Eigenart der westmoselfränkischen Sprachvarietät in Luxemburg ausmacht, sondern den Zugang sogar vielen Moselfranken jenseits der Grenze verwehrt. Heute noch tragen viele romanische Wurzeln zur Liebesswürdigkeit des Luxemburgischen bei. Insbesondere zur Bezeichnung vieler abstrakter Begriffe bedienen sich die Luxemburger der französischen Sprache, da

sich jene in der luxemburgischen Sprache aufgrund ihrer jahrhundertelangen Verdrängung in die reine Mündlichkeit, abseits eines jeden politischen und wissenschaftlichen Diskurses, so gut wie nicht entwickeln konnten.

Beispiele französischer Lehnwörter im Lëtzebuergeschen

Aperçu – Einblick, Überblick

Dépit – Ärger

Requête – schriftlicher Antrag

Averse – Platzregen

't Flëmm schloën – lustlos sein (le flegme – die Schwerfälligkeit)

Gleichzeitig führte die Rivalisierung zwischen bodenständigen und fremden Begriffen dazu, daß die Lehnwörter in Form und Bedeutung verändert wurden, teils aus Unkenntnis der unbewanderten Sprecher, die keinen Kontakt mit der Ursprungssprache haben, teils aus Gründen der sprachlichen Ökonomie. Wenn es flott gehen soll, sind daher auch die für den Sprachraum typischen Kürzungen in der Form vorgenommen worden. So wurde die französische Bezeichnung *blessure* der deutschen bedeutungsgleichen Form »Wunde« in ihrer verkürzten Form *bless* vorgezogen. Im Bereich der Trinkkultur, der zu den beliebtesten Domänen der Bedeutungsveränderung zählt, wurde der Bedeutungsinhalt der kurzen französischen Form *noyau*, die soviel wie »Kern« besagt, zu »Likör von Steinobstkernen« erweitert. *Embauchéieren* ist in der Bedeutung »listig anwerben, verlocken« gebräuchlich, die mit dem französischen Ursprung *embaucher*, was soviel wie »jemanden einstellen, beschäftigen« bedeutet, heute nicht mehr gut zu verbinden ist.

Vielen romanischen Anleihen haben die Luxemburger eine germanische Gestalt verliehen. So wirken zusammengesetzte Wörter besonders nachhaltig, wenn sie sich die Herkunft teilen. In der Zusammensetzung *Rapportendréer* wird das Wort *Rapport* eigentlich nur durch das vom fränkischen *droen* (tragen) abgeleitete Wort *Dréer* (Träger) verstärkt, wodurch der Luxemburger der pejorativen Bedeutung des »Klatschers, Zuträgers« dann doch besser gerecht werden kann als durch die ursprüngliche gleichbedeutende französische Form *rapporteur*. Viel selbstbewußter als im Hochdeutschen, das in den meisten nicht-eingedeutschten französischen Lehnwörtern die französische Pluralform übernimmt, wie in *Fenilletons*, *En-*

trepreneurs, *Engagements*, wird den französischen Lehnwörtern im Luxemburgischen die deutsche Pluralform *-en* verliehen, wie in *Rapporten*, aber auch in *Taxien*, *Fotoen*, *Autoen*, *Avenuen*, *Kiwiën*, *Schantjen* von der französischen Pluralform *chantiers* für »Baustelle(n)«, *Pompjéën* aus der französischen Berufsbezeichnung *pompier* für »Feuerwehr(männer)«, *Pneuen* von der französischen Wagenteilbezeichnung *pneus* für »Reifen«. Denn die luxemburgische Grammatik hat sich zunehmend auf diese Pluralmarkierung spezialisiert.

Ebenso scheint es dem Luxemburger leichter von der Zunge zu gehen, wenn er die aus dem Französischen übernommenen Grundformen der Verben durch die übliche deutsche Verbleitung *-en* an die germanischen Formen anpaßt. So wie im Deutschen aus den Adjektiven *laut* und *rund* die Verben *lauten* und *runden* gebildet werden, passen wir auch die französischen Verben *diversifier*, *distancer* und *construire* an die deutschen Verbformen an, wie in *diversifizieren*, *distanzieren*, *konstruieren*. Und die luxemburgische Gemeinsprache ist mit solchen germanisierten französischen Wurzeln noch viel reichlicher gesegnet. Aus dem französischen Modell *dispenser* wird *dispenséieren*, eine der vielen Formen in der Jurisprudenz, die zum Einsatz kommt, wenn es darum geht, jemanden freizusprechen. Durch diese Anpassung erklingen die zahlreichen französischen Verben voll in den typischen westmoselfränkischen Tönhöhenvariationen. Eine Ehe läßt sich nicht »scheiden«, sondern nach dem französischen Verb *divorcer* spricht man von *divorciéieren*. Auch in der alltäglichen zwischenmenschlichen Kommunikation wimmelt es von solchen aus dem Französischen in das Luxemburgische integrierten Verben. Während der Faschingszeit ist man lieber *déguiséiert* als verkleidet, aus Affinität zum französischen *déguiser*. Der gesamte Kommunikationsbereich ist mit Verben romanischen Ursprungs gespickt. Anstatt Vorbeigehende mit Zudringlichkeit anzusprechen, *raccrochéieren* die Luxemburger, orientiert am französischen Verb *raccrocher*. Sie *discouréieren* analog dem französischen *discourir* für »reden«. Wenn sie sich versöhnen wollen, *reconciliéieren* sie sich, das französische Verb lautet *reconcilier*.

Auch an Zusammensetzungen aus germanischem und romanischem Wortgut ist das Lëtzebuergesche reichhaltig. Das »Blumengeschäft« wird zum *Blummebuttek*, und zwar mit

männlichem Genus, analog dem deutschen Laden, die »Frontscheibe« zu *d'viischt Glace*, die »Postleitzahl« zum *Postcode*, das »Himbeereis« zum *Hambiersglace*. Noch französischer geriert sich das »Fahrradgeschäft« als *Velosbuttek*, das *Biwuelamoud* als »Sauerbraten« von der französischen Bezeichnung *Boef à la mode façon luxembourgeoise*, der »Apfelsaft« als *Jus de Pommes*. Die Entstehungsgeschichte der im frank-reichnahen Saarland geliebten Köstlichkeit des »Löwenzahnsalates« möchte der Luxemburger lieber durch die aus dem Französischen *salade de pissenlit* entstandenen Lehnübersetzung *Bettseecheschzalot*, »Insbettmachersalat«, würdigen. Denn diese Wortzusammensetzung rekrutiert sich aus der harntreibenden Wirkung durch die Bitterstoffe der Löwenzahnpflanze.

Die Mischung von französischer und deutscher Form findet sich selbst in aus dem Deutschen übernommenen Verben, die sich im Luxemburgischen keinem französischen Lehnwort gegenüber sehen. Die Objektanschlüsse germanischer Verben richten sich im Luxemburgischen häufig nach dem französischen Vorbild. Und in der Tat gießt jede Sprache das »Wer macht was mit wem«-Handlungsmuster eines jeden einzelnen Verbs in ihre eigenen Formen, so daß die Objektanschlüsse der Verben erheblich zwischen den Einzelsprachen variieren und deshalb zu den Stolpersteinen beim Fremdsprachenerwerb gehören. Jemand, der gut Deutsch als Fremdsprache spricht, fällt uns vor allem dadurch auf, daß er die Verben mit ihren richtigen Kasusergänzungen benutzt. Besonders für Ausländer, deren Muttersprache keinen Kasus kennt, ist die deutsche Sprache wegen ihrer Kasusformen so schwer. Die gleiche Hürde stellen diese sprachlichen Eigenheiten offensichtlich beim kulturell bedingten Sprachkontakt, beispielsweise in Grenzbereichen, dar. So können wir beobachten, daß im fränkischen Sprachraum allgemein einige deutsche Verben ihr Handlungsmuster nach dem französischen Modell ausdrücken. Vielen deutschen transitiven Verben, die ein Akkusativobjekt verlangen, entspricht im Französischen, das im allgemeinen kasuslos ist, ein Verb mit sogenanntem indirekten Objekt, dem im Deutschen ein Dativobjekt entspricht. Das deutsche transitive Verb *jemanden anrufen* hat die französische Entsprechung mit dem durch die Präposition *à* ausgedrückten indirekten Objektanschluß *téléphoner à quelqu'un* (»mit/zu jemandem telefonieren«). Und sie-

he da, das luxemburgische Äquivalent von *anrufen* verlangt ein Dativobjekt, im Lexikon heißt es »jemandem anrufen«. Die Frage nach dem Subjekt »Wer ist jetzt dran?« lautet auf Luxemburgisch *U wien ass et elo?* (»An wem ist es jetzt?«) nach dem französischen Vorbild *c'est à qui* (»es ist an wem«).

Das Französische hat auch Einzug in die festen Wendungen des Luxemburgischen gefunden. Man erstattet nicht Anzeige gegen jemanden, sondern *man errichtet ein Protokoll für jemanden*, wörtlich übersetzt aus der französischen Wendung *donner un protocole à quelqu'un*. Geschäfte werben nicht damit, daß sie *täglich geöffnet* haben, sondern sie öffnen *7 auf 7*, analog zur französischen Bezeichnung *7 jours sur 7*. Zu den liebenswürdigsten Wendungen des Luxemburgischen gehört das so häufig eingeworfene und etwas altertümlich anmutende *wann ech gelift* (wenn Euch beliebt), eine Höflichkeitsform, die so viel wie »bitte« bedeutet und immer nach einer Bitte oder Frage erscheint. Ein Blick auf die französische Entsprechung *s'il vous plaît* (wenn es Ihnen gefällt) zeigt die Herkunft der Lehnübersetzung.

Eigenständigkeit durch französische Grammatik

Im Fränkischen allgemein üblich ist die Einleitung von Nebensätzen, die einen Zweck oder ein Ziel bezeichnen durch *für* anstelle der hochdeutschen Form *um*, nach der verwandten französischen Form *pour*. Nicht nur in Satzkonstruktionen ersetzen Luxemburger *um* durch *für*, auch in Wortzusammensetzungen; *warum* entspricht im Luxemburgischen *fir wat*, nach dem französischen Äquivalent *pourquoi* (»für was«).

Ebenso dient das Französische im Fränkischen allgemein als Modell für das nahe Futur, das wir im Hochdeutschen kaum kennen, wohl aber im im Saarland beheimateten Rheinfränkischen. Auf zukünftige Situationen läßt sich im Standarddeutschen nur mit Hilfe des Hilfsverb *werden* verweisen, dem sogenannten zusammengesetzten Futur. Aber gerade für die nahe Zukunft geplante Handlungen lassen sich viel genauer bildlich anschaulich ausdrücken und erfüllen so viel besser die alltagssprachliche, volksnahe und häufig Nähe und Emotionen transportierende Funktion von Dialekten. Man wird nicht etwas tun, sondern

man »geht etwas tun«, zum Beispiel heißt es *Mar gët gefeiert* (wörtlich ins Hochdeutsche übersetzt als »morgen geht (wird) gefeiert«).

Eigenständigkeit durch Rückständigkeit

Die Eigenständigkeit der luxemburgischen Sprache geht nicht nur aus den erheblichen Überformungen durch romanisches Sprachgut hervor. Als Spielball zwischen den Herrscherfronten versuchten sich die Luxemburger nicht zuletzt durch sprachlichen Widerstand zu schützen. So konnte während germanischer Herrschaft die hochdeutsche oder zweite Lautverschiebung im frühen Mittelalter noch weniger in der westmoselfränkischen Sprachvarietät Fuß fassen als in den übrigen heute vom Hochdeutschen unterschiedenen Dialekten. Weitgehend bar der Sprachneuerungen dieser Lautverschiebung weist das Westmoselfränkische dadurch heute noch Formen einer älteren deutschen Sprachform, nämlich des Althochdeutschen, auf. Die das Rhein- und Moselfränkische trennende *Das-dat*-Linie ist zum Beispiel ein Indiz dafür, daß das nördliche Saarland und Luxemburg gegenüber dem südlichen Saarland sowie im Gegensatz zu Lothringen und der Pfalz von Veränderungen dieser Lautverschiebung nicht betroffen waren. Dabei wurden z. B. die Verschußlaute /p/ und /t/ zu den Reibelauten /f/ und /s/ (im folgenden jeweils luxemburgisch – rheinfränkisch – hochdeutsch): *Dorp* – *Dorf* – *Dorf*, *op* – *uff* – *auf*, *dat* – *das* – *das*.

Auch von der hochdeutschen Verschmelzung des Verschußlauts /p/ mit dem ebenfalls mit den Lippen produzierten Reibelaut /f/ zu /pf/ blieben die fränkischen Sprachgebiete weitgehend verschont: *Pengschten* – *Pingschde* – *Pfingsten*. Der Kontrast zwischen stimmlosen hochdeutschen Konsonanten und im fränkischen sowie allgemein im süddeutschen Sprachraum stimmhaften Konsonanten ist ebenfalls auf die Durchführung dieser Sprachveränderung zurückzuführen, von der die letzteren Gebiete in der Regel ausgespart blieben: *Dir* – *Dier* – *Tür*, *klappen* – *klebbren* – *klappern*.

Sprachneuerungen durch die luxemburgische Öffnung in Europa nach dem Zweiten Weltkrieg

Der kosmopolitischen Orientierung Luxemburgs nach dem Zweiten Weltkrieg entspricht auch eine zunehmende sprachliche Offenheit, indem das im Zeitalter der Globalisierung noch häufiger aus anderen Sprachen importierte modische und technokratische Lehnwortgut die Wortgrenzen unterschreitet. So finden wir im Luxemburgischen englisch-französische Neologismen wie *Weekendchantercher* (Baustelle, an der nur am Wochenende gearbeitet wird), *Wanternpneu* (Winterreifen), *Weekendchalet* (Wochenendhaus), sowie auch Kombinationen von Englisch und Deutsch, wie in *Ham am Deeg* (Schinken im Teigmantel).

Literatur

- Aspekte des Lëtzebuergeschen*, hrsg. von Jean-Pierre Goudaillier, Hamburg 1987.
- Marielle Rispail, *Le Francique. De L'Étude d'une Langue Minorée à la Socio-Didactique des Langues*, Paris 2003.
- François Schanen, *Grundzüge einer Syntax des Lëtzebuergeschen. Die Verbalgruppe*, in: *Aspekte des Lëtzebuergeschen*, hrsg. von Jean-Pierre Goudaillier, Hamburg 1987, S. 3–87.
- Dictionnaire luxembourgeois – français / français – luxembourgeois*, www.dico.lu.
- Lëtzebuurger Online Dictionnaire*, www.lod.lu.



Der gute Mensch von Waldersbach

Von Hans Emmerling

Von oben, vom Gipfel des Donon mit seinem »Musée« aus dem rötlichen Stein der Vogesen, diesem Tempel zur Erinnerung an die Gottheiten der Kelten und Römer, richtet sich der Blick gegen Westen, wo die Täler der weißen und der roten Saar sich zum Lothringer Flächenland öffnen. In unmittelbarer Nachbarschaft erreicht der fast kahlgeschlagene Rocher de Mutzig fast die Höhe des Donon. Dem Blick nach Ost-Südost bieten sich Tal und Berge an, bei klarem Wetter ein Ausblick in die elsässische Ebene um Molsheim. Manchmal erfaßt das Auge, weit im Dunst, die Höhen des Schwarzwalds. Gegenüber stehen die bewaldeten Höhen des Champ du Feu und des Forêt d'Obernai.

Wer unten im Tal der Straße entlang der Bruche von Schirmeck an folgt, erreicht bald die zweite Abbiegung nach links, wo ein vom Hang herabkommender Bach in die Bruche mündet. Ziel ist das Steintal oder auch der »Ban de la Roche«, nach dem ehemaligen Geschlecht der la Roche, seines rauen Klimas wegen das »protestantische Sibirien« genannt.

Gedankenlos passieren Besucher die Brücke über die Bruche, lassen sich belehren, daß noch im späten 18. Jahrhundert eine solche Brücke nicht existiert hat und daß der Initiator für den Bau der Brücke der Pastor aus Waldersbach war: Jean Frédéric Oberlin, Johann Friedrich Oberlin.

Damals war das Steintal eine Enklave in einer ohnehin wenig einladenden Gegend, eine ethnische und kulturelle Enklave: Denn zum Ban de la Roche gehörten ein paar Dörfer oder Weiler, in denen ein eigenartiger Dialekt, ein »Patois«, gesprochen wurde, und die Konfession war protestantisch in einem weitgehend katholischen Umfeld. Waldersbach liegt am Hang über Fouday unweit von Bellefosse und unter den Ruinen des Château de la Roche. Fast ein Straßendorf mit einem Abzweig zu Kirche und Pfarrhaus, gegenüber ein schöner steinerner Wassertrog. Über fünfzig Jahre

lang bleibt dort Jean Frédéric Oberlin auf seinem Posten.

Als er, ein gebürtiger und studierter Straßburger, im März 1767, gerade 27 Jahre alt, seine Pastorenstelle antreten will, kommt er in einer Kutsche im Tal angefahren. Die Bruche führt wie üblich in dieser späten Winterzeit Hochwasser, und statt einer Brücke führt sein Weg über einen Baumstamm, der über dem reißenden Wasser liegt. Immerhin wird er von seiner Gemeinde erwartet, und sein Gepäck wird auf einen Zweiradkarren geladen.

Knapp eineinhalb Jahrhunderte später erreichen die Besucher Waldersbach nicht nur mit der Bahn (Straßburg – St. Dié), sondern auch mit ihrem Auto. Im Ort gibt es Parkplätze, auch für Busse; denn stetig kommen Besucher ins Musée Oberlin. Das Pfarrhaus hat einen zweckmäßigen Anbau als Dokumentationszentrum und für Veranstaltungen. Die Räumlichkeiten im alten Pfarrhaus sind renoviert. Zu sehen: Dokumente zur Lebensgeschichte, zu den Aktivitäten, zum Wirken Oberlins, auch seine Bibliothek, seine Sammlungen zur Landeskunde und Pflanzen, sogar ein Spielzeug für Kinder ist gedacht. Man macht sich vertraut mit den pädagogischen Zielen und Methoden, mit dem religiösen Fundus des Pastors. Neben dem Pfarrhaus-Museum steht die kleine Kirche, der »Tempel«. Schlicht das Innere, hölzerne Bänke; vor der Frontwand ein steinerner Altartisch, darüber die hölzerne Kanzel. Der gußeiserne Ofen mit seiner langen Kaminröhre ist ein wahres Museumsstück, zur Erinnerung an die harten, kalten Winter im Steintal.

Zum Sprengel des Pastors Oberlin gehören fünf Dörfer und drei Flecken. Waldersbach zählt gerade 130 Einwohner. Außer Fouday im Tal stehen alle an Berghängen. Über den Ortschaften beginnt der Wald bis hinauf zum Champ du Feu in tausend Metern Höhe. Die Menschen hier sind verschlossen, es fehlt an Arbeit, an Ausbildung, dazu kommt der für einen elsässischen Städter kaum verständli-

che Dialekt. Noch nach vielen Jahren gesteht Oberlin in einem Brief: »...daß, wenn die Steintäler unter sich sprechen, ich nichts davon verstehe, ob ich schon jetzt über vierzig Jahre bei ihnen bin und auch manche Worte kenne.«

Neben seinen pastoralen Pflichten, das wird ihm rasch bewußt, muß er sich um die Bildung und den Lebensstandard seiner Gemeindeglieder kümmern. Als erstes gründet er eine Kleinkinderschule, einen Kindergarten; er führt überhaupt ein kontinuierliches Schulwesen ein, er sieht das mangelhafte Wissen selbst in praktischen Dingen; er erklärt seinen Schäfchen die Landschaft, in der sie leben, ihr eigenes Steintal. Die Schüler überzeugt er – vielmehr, er will sie überzeugen – von der Bedeutung einer Selbstverwaltung. In seinem Pfarrhaus richtet er eine kleine Pension ein für bedürftige Schüler, wo sie auch essen können. Er entwickelt pädagogischen Eifer, notgedrungen, aber auch entsprechend seiner Veranlagung. Die Leute in seiner Gemeinde sind schwerfällig. Er teilt Ermahnungen aus: »Ihr Väter, reizt eure Kinder nicht durch Zorn!« Oft betätigt sich der Pastor auch als Arzt.

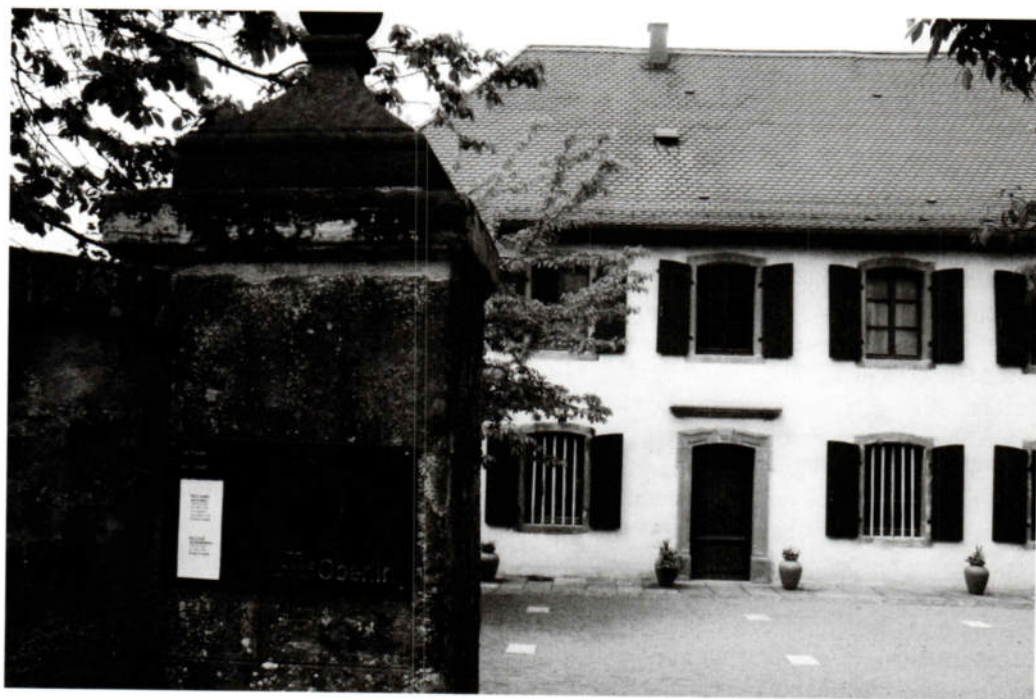
In einem Brief vom Januar 1782 schreibt er an seine Mutter: »Oben vom Kamm des Hochfelds konnte ich auf Waldersbach

hinunterblicken, wie es da lag, so klein, so ärmlich, da unten in dem steinigen Tal; und all die Bürden und Nöte meines Amtes fielen mir schwer aufs Herz.«

Schon bei seiner Ankunft bemerkt er den miserablen Zustand der Wege und Stege. Seinem Tagebuch vertraut er an: »In Lebensgefahr beim Marsch durch den Schnee mit zwei Schülern beim Überschreiten des Holzstegs über die Breusch durch eine unsichtbare Hand im Gleichgewicht gehalten worden«. Er freut sich natürlich, wenn er auf seinem braven Pferd mit dem schönen Namen Content durch die Landschaft reiten kann und von den Leuten, denen er begegnet, mit »Bonjour, Papa« begrüßt wird.

Deutlich wird er in einem Brief an seine Kirchenbehörde: »Wenn der Pfarrer wirklich das Seine tun will in diesem ausgedehnten und mühevollen Bezirk, der so gar keine Ähnlichkeit hat mit einer Pfarrei in der Ebene, so ist der von Waldersbach wirklich ein armer Hund, ein Lasttier, ein Arbeitspferd. Er soll alles machen, alles besorgen, alles verantworten. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend bin ich beschäftigt, gehetzt, überlastet, unfähig, nur die Hälfte zu erledigen, kaum ein Zehntel dessen, was getan werden mußte.« Dann fällt noch die Bemerkung, daß er

Das Musée Oberlin in Waldersbach





Oberlins Pflanzensammlung

gegen Böswilligkeit ankämpfen muß. Es kostet Mühe, seine Dörfler zu überzeugen. Ein erster Kampf: Sicherung der Wege, vor allem der Bau einer Brücke statt des Baumstamms über den Fluß. In einer Predigt zitiert er aus dem Evangelium des Matthäus: »Bereitet dem Herrn den Weg und macht seine Stege richtig«. Seinen mißmutigen Dörflern geht er mit gutem Beispiel voran, er greift zu Hacke und Schaufel, ehe seine Mitbürger sich aufraffen, Hand anzulegen. Gemeinsam bauen sie eine Brücke über die Bruche. An anderen Stellen beseitigen sie gefährliche Felsen. Wie notwendig diese Arbeiten waren, verrät eine Notiz in seinem Tagebuch: »Gott hat den Sturz eines Felsblocks von Bergeshöhe herab so geleitet, daß er zwischen meinen beiden Schülern und mir herabstürzte und niemanden verletzte.«

Die Winter im Steintal sind lang. Solange Schnee liegt, können die Männer sich nicht um ihre kleinen Äcker, um die Landwirtschaft kümmern oder um das Holz in den Wäldern. Sie sitzen arbeitslos und verdienstlos herum. Oberlin ermuntert die Frauen, zu Hause mit Arbeiten am Spinnrad sich ein Zubrot zu verschaffen, eine Handarbeit gegen Bezahlung; die Männer halten dies für unwürdig. Die Frauen lassen sich überzeugen. In den Dörfern entstehen Strickschulen. Bald, so wird erzählt, hört man aus den Häusern das Klappern der hölzernen Webstühle und das Schnurren der Spinnräder. Oberlin überredet den Fabrikanten Reber aus Sainte-Marie-aux-Mines, im Steintal eine Baumwollspinnerei einzurichten. Ein steiniger Boden im Ban de la Roche, wenig Aussichten für viel Gewinn mit Landwirtschaft und Viehzucht. Ein ehemaliger Schüler

erinnert sich: »Oberlin machte aus dem Ackerbau etwas wie einen heiligen Ritus: die Erde ist das Urbild des Himmels; ihre Pflege gleicht einem himmlischen Sakrament.«

Wieder geht Oberlin mit seinem Beispiel voran: Er legt neben dem Pfarrhaus einen Gemüsegarten an, interessiert sich für die verschiedenen Pflanzenarten, sammelt sie. Er ist sich nicht zu schade, kümmert sich um die Düngung seines Gartens. Er macht den Steintälern die Kartoffel schmackhaft. »Leute, die sich im Frühjahr mühsam von in Milch gekochten Gräsern nährten«, so der Bericht der Tochter Friederike, »schämten sich, Kartoffeln auf dem Tisch zu haben.« Oberlin läßt besseres Saatgut aus Lothringen und der Schweiz kommen. Wenige Jahre nach seiner Ankunft gründet Pastor Jean Frédéric einen landwirtschaftlichen Verein.

Er sieht bald, daß es mit der Hygiene nicht zum Besten bestellt ist; er hält seine Bauern an, neben ihren Häusern und Ställen einen Abort anzubauen. Zu seinen letzten Gründungen gehört eine Leih- und Kreditanstalt. In Predigten will er seinen Dörflern das ungewohnte Wirtschaften schmackhaft machen. Manchmal denkt man bei diesem eifrigen Elsässer an den Barock-Prediger Abraham a Santa Clara, wenn man seine Begründung zur Arbeit hört: Man soll arbeiten aus Frömmigkeit, denn Faulheit ist das Ruhebett des Teufels. Arbeit ist Vorsorge; Arbeit ist Nächstenliebe, denn sie ermöglicht Hilfestellung und Barmherzigkeit. Schließlich bedeutet Arbeit Ehrlichkeit, denn »ein Fauler bestiehlt seinen Nachbarn und den Staat«. Es klingt wie eine Kalenderweisheit: »Sogar die Heiden haben schon erkannt, daß ein Faulenzer nicht zu den ehrlichen Leuten gehört...«

Man kann sich gut vorstellen, wie er, der Städter aus Straßburg, an seiner Arbeit, an den christlichen Dorfbewohnern immer wieder gezweifelt hat. Er trägt sich sogar mit dem Gedanken, nach Amerika auszuwandern. Aber er weiß sich in der Pflicht, es ist seine pastorale und pädagogische Pflicht. Auf seine Art ist er ein Aufklärer. Zu seinem Glück hat er Helfer; seine Frau Magdalena Salomé, auch sie Straßburgerin, nennt er selbst »Mutter des

Steintals«. Louise Scheppler ist zuerst Hilfe im Haushalt; nach dem Tod von Oberlins Frau wächst sie mehr und mehr in die Rolle der starken Frau in Waldersbach. Eine Stütze ist auch Sarah Banzet, die schon bei Oberlins Vorgänger in Waldersbach, Pastor Stuber, ausgeholfen hat. Auch seine Kinder treten in seine Fußstapfen.

War er ein wortgewaltiger Prediger mit gewandter Zunge? »O mein Gott«, vertraut er einmal seinem Tagebuch an, »was für ein furchtbarer Tag war doch gestern – ein Tag voller Demütigung für mich! Trotz aller Mühen, Studien und Betrachtungen konnte ich meine Predigt nicht zustande bringen, so sorgenschwer war mir das Herz, so hin- und hergerissen von allen Seiten stürmten nur Ärgernisse auf mich ein, große Schulden und durch allerlei Mißgeschicke verminderte Einnahmen, Verlust von vielen Dingen, die auf die Wirtschaft Einfluß haben, Undankbarkeit vieler Gemeindemitglieder, die Baustelle des Schulhauses seit Wochen von den Arbeitern verlassen, eine Menge niederdrückender Geschäfte und viele andere schlimme Dinge lasteten auf meinem Herzen und überschütteten mich so mit Verdruß, daß ich nahe daran war, in Wut auszubrechen...«

Ein Städter auf dem Land, in einem armen Land, ein Pastor, der nicht mit Ackerbau und Viehzucht aufgewachsen ist, mit dem Bau von Brücken und Straßen, mit der Sorge um Kartoffeln und Aborte im Gehöft; ein Städter, der mit der Schriftsprache aufgewachsen ist, als Elsässer mit dem Straßburger Französisch und Deutsch, der in ein Tal kommt, wo sich die Menschen in einem schwerverständlichen Dialekt unterhalten. Auf der Kanzel steht er über ihnen und will sie mit seinen Gedanken, seinen Plänen, auch seinen Forderungen vertraut machen, sie überreden; und die Hörer können oder wollen ihm nicht folgen, sie sind vertrocknet: »Seitdem ich diese guten Leute kenne und ihre äußerste Unwissenheit in allem und besonders in der Sprache selbst, in der man ihnen predigt, und ich mich daher so tief wie immer möglich herunterlasse und dem mir nun bekannten Bedürfnis meiner Zuhörer gemäß zu predigen mich bemühe, seitdem hat man beständig daran auszusetzen. Bald heißt es, ich wäre zu scharf; bald ›So könnte es jeder‹; bald, meine Mägde hätten die Predigt gemacht...«

Seine Porträts zeigen ihn meistens im Profil wie auf den seinerzeit so beliebten Schattenrissen nach dem Vorbild des verehrten Johann Caspar Lavater in Zürich, der meinte, vom Profil, vom Schattenriß einer Person auf deren Charakter schließen zu können. In dieser Kunst übt sich auch Oberlin. Charakteristisch ist seine lange, schmale Nase, die hohe Stirn, die offenen, ins Weite schauenden Augen, ein typisches allemannisches Gesicht. Ein schmaler Mund, ein energisches Kinn, so zeigt ihn eine aquarellierte Grafik aus dem Jahr 1800. Er trägt einen schwarzen Rock mit einer weißen Halsbinde, die grauen Haare weit zurückgekämmt. Der Name steht unter dem ovalen Porträt »Jean Frédéric Oberlin, Ministre de Valdersbach au Ban de la Roche... Ein anderes Porträt nennt ihn »Pasteur et Père«. Auf einer späteren Porträtzeichnung trägt er eine Zipfelmütze, ähnlich der seines Zeitgenossen, Ulrich Bräker, dem »Armen Mann im Tockenburger«. Aber wenn der schreibt: »Diese Welt ist mir zu eng, da schaff ich mir eine neue in meinem Kopf«, so will Oberlin keine neue Welt, sondern er will die alte, die bestehende Welt verbessern, seine kleine Welt, in die er hineingestellt ist. Bräker beschäftigt sich mit der »Physiognomik« nach dem Beispiel des bekannten Lavater. »Vielleicht«, schreibt er, »ist Herr Lavater mit seiner Physiognomik auch ein Seher«; Bräker hat seine eigene Methode, um nicht zu sagen: seinen gesunden Menschenverstand. »Meine alte Methode im Physiognomieren ist mir so lieb als zuvor – Ich denke vor mich, das Physiognomieren sey ein betrüglisches Ding und doch ein nützliches Ding wie der Wein und die Weiber. Ich denke allewil, die Natur spiele auf eine millionenfache Art so rätselhaft durcheinander, wie in allen Sachen, so auch in den Menschenformen, Menschengesichtern...«

Oberlin und Lavater korrespondieren miteinander, vor allem die Jenseits-Spekulationen des Zürchers finden einen aufmerksamen Leser. Lavaters *Aussichten in die Ewigkeit* nimmt er an wie einen Segen für sich, seine Frau, seine Schüler und die ganze Gemeinde: »Ich hatte vorher schon selbst versucht, mir, mit meinen wenigen Kenntnissen der Natur, Vorstellungen vom Himmel zu machen, die anders wären als unsere gewöhnlichen Ideen, die nur dunkel und unserer Zeit so unwürdig sind.«

Außer den pastoralen, pädagogischen, praktischen Arbeiten und Ideen beschäftigen den

Waldersbacher Pastor Spekulationen, das Mystische, die Welt des Jenseits. Er wagt sich in die »offene See«, in die »göttliche Metaphysik«. Er spekuliert über eine Ordnung, die von einem »neuen Jerusalem«, über den Berg Sion, das Reich Gottes, über das Paradies, das Meer oder den Schlaf hinabreicht zum Tod, zur Hölle und zur Feuerschlucht.

So trifft er sich mit einem anderen Jenseitsdenker seiner Zeit, mit Svedenborg. Auch unser Schweizer, Ulrich Bräker, liebt Spekulationen. Er schreibt: *Gespräche im Reich der Toten*. (Er ist damit nicht allein, solche Gespräche sind ein beliebtes literarisches Genre.) Oberlin zeichnet Lagepläne, topographische Skizzen vom Reich der Toten. Der Pastor hält Grabreden; er wendet die Trauer in Hoffnung, in Freude. Bei der Beerdigung eines Dörfers aus dem nahen Bellefosse schildert er, wie ein Engel aus dem Unendlichen herabsteigt, um den Todeskampf des Mannes zu beenden, wie er den Arm hebt zum Todesstreich. »Und die Fesseln fallen ab von dem Körper, die Wände des Kerkers zerbröckeln und sinken dahin. Und die Seele, die müde, furchtsame Seele, schaut und fühlt die vollkommene, glückselige Freiheit...«

In Aufzeichnungen hält Oberlin seine Visionen fest. Nach dem Tod seiner Frau Salomé sieht er sie, das ist sein fester Glaube, leibhaftig wieder neben sich. Er spricht ein Gebet, bittet, mit ihr reden zu dürfen.

Es ist noch Winter, da trifft in Waldersbach ein unerwarteter Besucher ein: »Den 20. ging Lenz durch's Gebirg«, so beginnt die berühmte Erzählung von Georg Büchner. Oberlin, dessen Aufzeichnungen der Dichter kennt, erzählt mit seinen eigenen Worten: »Ich kannte ihn nicht. Im ersten Blick sah ich ihn, den Haaren und hängenden Locken nach, für einen Schreiner gesellt an.« Oberlin nimmt ihn auf; den Namen Lenz hat er schon einmal gehört. Der Mann macht einen verstörten Eindruck. »Die darauf folgende Nacht hörte ich ihn eine Weile im Schlaf laut reden, ohne daß ich mich ermuntern konnte. Endlich fuhr ich plötzlich zusammen, horchte, sprang auf, horchte wieder. Da hörte ich mit Schulmeisters Stimme laut sagen: Allez donc au lit...« Lenz kommt von Straßburg; er ist dem Wahnsinn nahe. Wiederholt läuft er aus dem Haus, will sich im Brunnentrog ertränken. »Es war mir schrecklich und ich empfand eigene, nie empfundene

Marter«, so Oberlin, »wenn er, auf den Knien liegend, seine Hand in meiner, seinen Kopf auf meinem Knie gestützt, sein blasses, mit kaltem Schweiß bedecktes Gesicht in meinem Schlafrock verhüllt, am ganzen Leibe bebend und zitternd, wenn er so, nicht beichtete, aber die Ausflüsse seines gemarterten Gewissens und unbefriedigten Sehnsucht nicht zurückhalten konnte.« Vom 20. Januar bis Anfang Februar 1771 bleibt Lenz in Waldersbach.

Ein ganz anderer Besucher erreicht 1787 das Pfarrhaus, ein katholischer Amtsbruder, der Abbé einer kleinen lothringischen Ortschaft, Emberménil im Süden des Bistums Metz und nahe Lunéville: Henri Grégoire. Die beiden, Oberlin und Grégoire, verbindet bald eine Freundschaft, sie tauschen Briefe und das brüderliche Du. Henri Grégoire ist zehn Jahre jünger als Oberlin, ist aber schon bekannt als Autor einer Akademie-Schrift über das Schicksal der Juden in Lothringen und im Elsaß. 1786 hält er in Lunéville eine Predigt, während gleichzeitig die neue Synagoge dort eingeweiht wird, er bezeichnet die Juden als »mes frères«, meine Brüder. Grégoire und Oberlin kennen die Probleme in ihren Gemeinden: Armut, Mißernten, mangelhafte Schulbildung, ein oft schwer verständlicher Dialekt, gegen den beide ankämpfen.

Grégoire ist beeindruckt von den Erfolgen, die Oberlin inzwischen in Waldersbach erreicht hat. Er ist erstaunt, »de trouver dans ces contrées sauvages du Ban de la Roche un bon sens développé chez les paysans, une délicatesse de sentiments, une politesse aimable, des mœurs pures, dont on trouverait peu de modèles dans les villes« (»in dieser unwirtlichen Gegend des Ban de la Roche bei der Bevölkerung eine solche Liebesswürdigkeit anzutreffen, eine Freundlichkeit, gute Sitten, wie man sie in Städten kaum antrifft.«). Und Oberlin seinerseits gibt uns ein Bild des Abbé (er hat den Mann ja leibhaft vor sich, wie auch dessen Schattenriß): »Un jugement mâle, beaucoup d'esprit, point ou guère d'entêtement, prêt à écouter son adversaire; idées claires et désir d'en avoir tout.« (»Ein männliches Urteilsvermögen, geistreich ohne Einbildung, bereit, seinem Gegenüber zuzuhören. Er ist voller vernünftiger Ideen und will diese in jeder Hinsicht bereichern«). – Nach seinem Besuch in Waldersbach wandert Grégoire auf den Donon.

Schon während seiner ersten Jahre in Waldersbach, schon vor seiner Freundschaft mit dem Abbé Grégoire, verurteilt Oberlin jede Aggression gegen Juden, die sich im Ban de la Roche aufhalten oder als Ortsfremde vorbeikommen. So sind mehrere Fälle bekannt, bei denen er gegen Gewalttätigkeiten einschreitet: In seinem Zimmer arbeitend, hörte er von den Gassen her ein Geschrei: »C'est un juif, c'est un juif!« Oberlin trat hinaus, gebot Schweigen, nahm den Fremden bei der Hand und führte ihn in sein Pfarrhaus. Überliefert ist auch der Wortlaut einer Predigt vom 14. Februar 1779. Darin sagt er: »Vor Ihm [vor Gott] ist die Beschimpfung von Juden nicht bloß ein Fehler oder eine Schwäche, sondern ein Verbrechen.« Und weiter heißt es in der Predigt: »Sind sie [die Juden] nicht die geliebten Söhne Abrahams, der Gottes Freund war? Sie sind unsere Nächsten.« Und er schließt seine Predigt mit einem kräftigen »Amen«.

Zwei Jahre nach dem Besuch Grégoires beginnt die Große Revolution. Grégoire wird Député in Paris und Versailles; er ist einer der Wortführer beim »Schwur im Ballhaus«, in dem der Dritte Stand seine Eigenständigkeit betont, seinen Willen durchsetzt. Auch in Waldersbach hört man die Sturmglocken der Zeit. Oberlin versteht sich als Republikaner: »Republikaner sind wir«, so erklärt er seinen Hörern, »wenn wir nur für das Wohl der Allgemeinheit leben, handeln oder irgendetwas unternehmen. Republikaner sind wir, wenn wir uns aus Liebe zu unserem Volk wahrhaft bemühen, durch Lehre und Beispiel unsere Kinder zu guten Werken zu erziehen, damit sie sich anderen als nützlich erweisen. Republikaner sind wir, wenn wir den Geist unserer Kinder so lenken, daß sie empfänglich sind für die Wissenschaften und alle Kenntnisse, die sie für ihre Lebensaufgabe fähiger machen...« Seine Worte dringen bestimmt nicht an die Ohren eines Robespierre. »Ich wollte, alle Mitglieder der Französischen Republik wären von wahrhaft republikanischer Gesinnung besetzt und bemühten sich zu verstehen, daß das Glück der Allgemeinheit das Glück des Einzelnen bedeutet, und daß jeder Einzelne bestrebt sein sollte, für das Wohl der Gesamtheit zu leben...«

Republikanisch sein heißt für ihn auch Christ sein. Eine Predigt, die den Revolutionären in Paris kaum geschmeckt hätte. Feierlich klingen die Erklärungen der Menschen- und Bür-

gerrechte vom 26. August 1789: »Von ihrer Geburt an sind und bleiben die Menschen frei und an Rechten einander gleich. Bürgerliche Unterscheidungen können nur auf gemeinen Nutzen gegründet sein.« Der Bürger Jean-Paul Marat wendet sich an das Volk: »Avec ardeur tu défendras / Ta liberté dès à présent«. Einige Zeilen später fordert er, die Zahl der Geistlichen zu halbieren und Frankreich von Mönchen zu reinigen. Das war bestimmt nicht im Geist von Oberlin, aber auch nicht im Sinn Grégoires. Der stand sicher auf der Seite der Republik, aber kaum im Kreis der »Bergpartei«, der Jakobiner, an deren Hände Blut klebte, nicht nur das eines Louis XVI.

In Straßburg wird die Marseillaise erfunden; es kommt zu Ausschreitungen. Das Volk – vulgo: der Pöbel – stürmt das Rathaus: »Von diesem Augenblick an flogen Fensterflügel, Rahmen und Läden, Stühle und Tische, Sofas, Bücher, Papiere, Gemälde usw. unaufhörlich aus allen Fenstern...«. In Waldersbach gründet Pastor Oberlin einen »Volksklub«, veranstaltet am Jahrestag des Sturms auf die Bastille auf einer nahen Berghöhe ein Fest, läßt einen »Altar des Vaterlandes« errichten, feiert mit seiner Gemeinde einen Dankgottesdienst. Er feiert die neue Verfassung, an der auch sein Freund Grégoire mitgewirkt hat. In Fouday läuten die Kirchenglocken. Die Schärpen der republikanischen Obrigkeit werden kirchlich geweiht. Paris begeht das Fest der »Föderation«. Robespierre stellt das »Höchste Wesen« an die Stelle des Christengotts. Beim Fest der »Göttin der Vernunft« verkörpert eine Musikerin die Freiheit. Aus dem Rausch der Freiheit wird ein Blutausch. Den Einmarsch alliierter Truppen in Frankreich bis zur Kanonade von Valmy beantwortet die republikanische Armee mit dem Vorstoß nach Speyer, Worms und Mainz. Bei den Kämpfen nahe Wissembourg fällt der älteste Sohn Oberlins.

Die Vereinbarkeit von Kirche und Republik kann nicht lange dauern. Oberlin ist »Bürger-Pastor«; in seinem Haus gewährt er Flüchtlingen Unterschlupf, Sicherheit vor den wütenden Verfolgern. Im Frühjahr 1794 ordnet Robespierre die Schließung der Kirchen an. In Straßburg werden Verdächtigungen laut, Oberlin halte sich in Waldersbach nicht an die neuen Bestimmungen. Oberlin wird verhaftet; er wird aufgefordert, sich nach Schlettstadt zum Arrest einzufinden. Nur der Sturz und die Hinrichtung Robespierres verhindern

Schlimmeres. Noch zwei Jahr später muß sich Oberlin äußern: »Ich anerkenne die Souveränität der Gesamtheit der französischen Bürger und verspreche, den Gesetzen der Republik untertan und gehorsam zu sein.«

Jahre des Alters; Oberlin bleibt seiner Gemeinde treu; er wird mehr und mehr »Papa Oberlin«. Krankheiten machen ihm zu schaffen. Die Kinder treten in seine Fußstapfen; die Söhne werden Pastoren, die Töchter heiraten in Pfarrhäuser. Im zweiten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts leidet das Steintal an einer Hungersnot. Es hat den Anschein, als seien alle Anstrengungen der vergangenen Jahrzehnte umsonst. Oberlin schreibt Bettelbriefe. Noch einmal kümmert er sich um Arbeitsbeschaffung, erreicht, daß eine Seidenbänder-Fabrik im Steintal eingerichtet wird. Sein Ruf ist längst über die engen Grenzen seiner Heimat gedrungen: Der russische Zar Alexander stellt 1814 für den Ban de la Roche einen Schutzbrief aus, der von großem Nutzen ist, als am Ende der Napoleon-Zeit russische Truppen durchziehen.

In Paris kommen die Bourbonen zurück. Ludwig XVIII., der die Revolution, seinen Bruder und das Kaiserreich überlebt hat, ernannt Jean Frédéric Oberlin zum Ritter der Ehrenlegion. Oberlins Zeitgenosse, der »Arme Mann im Tockenburg«, schreibt eines Tages in sein Merkbuch: »Mein Teil ist Ruhe von aller Müh und Arbeit, von allen Leiden und Schmerz in der kühlen Mutter Erde. Ich bin glücklich. Mein Wunsch ist erfüllt. Immer wünschte ich so ein allmähliches Absterben aller Kräfte, ein Reifwerden zum Sterben, wo man weltsatt, müde und matt sich hinlegt, seinen Geist mit dem letzten Atem ausbläst, und es heißt, er starb alt und lebenssatt.« Am 1. Juni 1826 stirbt Johann Friedrich Oberlin in seinem sechsundachtzigsten Jahr. Sein Grab ist im Tal, in Fouday. Zu seiner Beerdigung kommt die größte Trauergemeinde zusammen, die sich je im Steintal versammelt hat.

In Waldersbach wird die Erinnerung an ihn gepflegt, an sein Leben, an seine Arbeiten, an den Geist, den er dorthin gebracht hat. Es ist eine Verpflichtung. Wer heute dort ankommt, findet neben dem Pfarrhaus das Museum und gegenüber einen schönen, steiner-

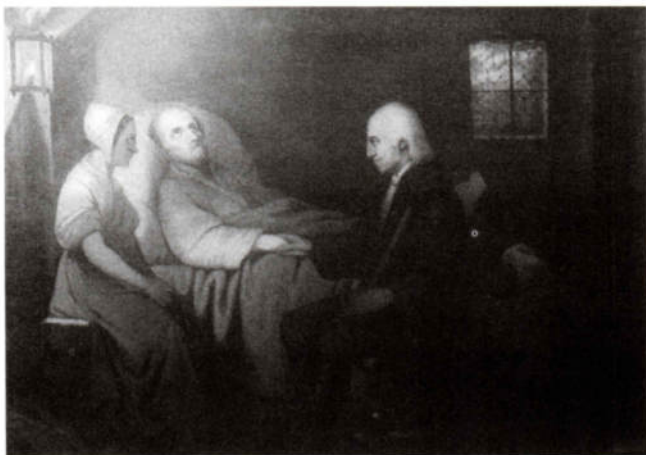
nen Brunnentrog, natürlich nicht mehr denselben, in dem sich der unglückliche Lenz ertränken wollte.

Von oben, vom Gipfel des Donon, geht der Blick hinüber zu den Waldhöhen des Champ du Feu. Wenn man im Tal von Schirmeck aus auf der Straße entlang der Bruche Richtung Col de Saales fährt, biegt die erste Straße bei Rothau nach links ab. Es ist die Auffahrt nach Struthof und Natzwiller, dorthin, wo das KZ stand, das Lager der Mörder. »Der Tod«, dichtet Paul Celan, »ist ein Meister aus Deutschland«.

Einige Jahre nach dem Krieg fährt ein slowenischer Autor aus Triest zurück zu dieser Todesstätte. »In den engen Kurven denke ich nicht an das Schaukeln des Lastwagens, der aus dem damaligen Markkirch die Kiste mit unserem ersten Toten transportierte, ich wußte damals nicht, daß ich auf einer solch traurigen Kiste saß, die eiskalte Luft, die vom Schnee herwehte, hätte wahrscheinlich solche Gedanken erstarren lassen...«. Boris Pahor sucht als »Pilger zwischen den Schatten« diesen Platz wieder auf, diese Todesstätte. Seine Schatten sind die Toten. Er selbst hat überlebt. Heute fahren dort hinauf die Touristen. Er geht, wie ein Wesen aus einer anderen Zeit, an ihnen vorbei bis zur »Nécropole«.

Unten im Tal sind es nur wenige Kilometer bis zur nächsten Abbiegung, bis zu einer Brücke über die Bruche. Es ist die Straße nach Fouday, nach Waldersbach, Bellefosse, in den Ban de la Roche, ins Steintal. – Kein Garten Eden, aber eine kleine Oase für die Sinnsuchenden aus aller Welt.

Anonym, Oberlin im Krankenbett
(19. Jahrhundert)



Harig hören – lesen

Ludwig Harig, Stimmen aus dem Irgendwo. Hörspiele, hrsg. von Benno Rech, Carl Hanser Verlag, München 2009 (= ders., Gesammelte Werke, Bd. 3), 511 S., mit CD

Wer den Schriftsteller Ludwig Harig lesen gehört hat, kennt das Vergnügen, seiner Literatur akustisch zu begegnen. Nun bietet sich die Gelegenheit, das Spiel seiner Worte und Sätze, die Virtuosität seiner Sprache nachhaltiger zu genießen, als es bei einer Lesung von Prosatexten möglich ist. Zum ersten Mal erscheinen Harigs Hörspiele in einem Sammelband mit einer CD als Beilage, diese jedoch leider nur im MP3-Format.

Tierische Laute / menschliche Urlaute / Babygeschrei / Alphabete in deutscher, französischer, englischer, griechischer, hebräischer Lautierung

- Eins nach dem anderen
- Immer der Reihe nach
- Schritt für Schritt

Weitere Lautierungen, dann erste Worte in verschiedenen Sprachen

- Was soll das?
- Ich kann nichts verstehen
- Daraus werde ich nicht schlau
- Das ist mir zu hoch
- Mir ist das spanisch
- Ich hör immer Bahnhof

Anfang des Hörspiels *Entstehung einer Wortfamilie* von Ludwig Harig (1972). Kein Hörspiel im herkömmlichen Sinn. Ein Sprachspiel. Keine Geschichte im Sinne eines äußeren Geschehens. Die Protagonisten sind die Wörter. Ist die Sprache, der, will man den Faden nicht verlieren, man sich bedingungslos ausliefern muß. Wer mit Harigs Literatur vertraut ist, weiß um seinen Spaß am Jonglieren mit Wörtern, das gehört zu seiner Literatur, zu seinen Texten, die Reisen beschreiben, bis hin zu seinen Romanen, wenn es um den Vater oder um ihn selbst geht. Harig lesen oder hören ist immer ein Treffen mit der Kunst der Sprache.

Das zeigen auch die zwölf Hörspiele, die Benno Rech im dritten Band der auf zehn Bände angelegten Werkausgabe zusammengestellt und kommentiert hat. »Es wird folglich nicht mit der Sprache gespielt, sondern die Sprache spielt selbst, auch nicht mit sich, sondern in sich selbst, genauso wie der Sprachphilosoph Ludwig Wittgenstein jede Geste, jedes Verfahren, jeden zwischenmenschlichen Umgang in Sprache versteht.«

- Im Ganzen
haltet euch an Worte
- Ein Wort ist nutz
Die Lügen sind zum Putz
- Also
haltet euch an meine Worte
will sagen
Wörter

Harig lesen – Harig hören. Ein Buch als doppeltes, spannendes Literaturerlebnis.

Die meisten hier veröffentlichten Hörspiele entstanden als Produktionen des Saarländischen Rundfunks mit Koproduzenten wie dem WDR, BR, SDR oder HR zu Zeiten, als Heinz Hostnig Hörspielchef beim SR war und Johann M. Kamps sein Dramaturg.

Benno Rech spricht von einer kongenialen Realisation der Hörspiele in einer mehrjährigen Zusammenarbeit mit Harig. Ein Zeitabschnitt, den man heute als einen der innovativsten in der Hörspielgeschichte des SR werten muß.

»Daß ausgerechnet die Hörspielprovinz des Saarländischen Rundfunks für etliche Jahre zu einem Zentrum avantgardistischer Hörspielarbeit wurde, ist Ludwig Harig und seinen deutschen und französischen Autorenfreunden zu verdanken«, schrieb Heinz Hostnig.

In der Geschichte des Rundfunks taucht der Begriff Hörspiel erstmals um 1924 auf und wird als arteigenes Spiel des Rundfunks definiert, das imstande sein sollte, vor dem Ohr des Hörers die Illusion einer Handlung zu erzeugen. Seitdem ist das Hörspiel ein festgelegter, literarischer Formbegriff, vergleichbar dem Drama, dem Roman, der Kurzgeschichte oder auch dem Gedicht. Doch im Gegensatz dazu wird das Hörspiel erst zum Hörspiel durch die Mittel der Tontechnik. Regisseur, Sprecher und Tontechniker bilden den Kern eines Teams, das Dialoge, Wortfolgen, Geräusche und Musik akustisch in Szene setzt. Der Autor selbst ist dabei oft kein gerne gesehener Gast. Das ist nicht anders als beim Theater oder Film. So beantworten die *Stimmen aus dem Irrendwo* dem am hörspielinteressierten Leser auch Fragen nach den Möglichkeiten der Realisation. Nach dem Für und Wider der Umsetzung in die Akustik.

Das Geräusch (1963)

I. Szene.

Man hört das Rauschen des Regens. Der Vater, die Mutter in der Stube. Der Vater am geöffneten Fenster.

Der Vater: Das regnet jetzt schon drei Tage lang ununterbrochen.

Die Mutter: Ist der Junge zu sehen?

Der Vater: Nicht einmal ein Hund auf der Straße.

Die Mutter: Wo der Junge bloß wieder steckt? Ich hab ihm gesagt, komm rauf wenns dunkel wird.

Der Vater: Nichts zu sehen weit und breit.

Die Mutter: Nun ist schon bald sieben und er ist immer noch nicht da.

Das Fenster wird geschlossen. Man hört den Regen nur noch als undeutliches Rauschen.

Hörspielmanuskripte sind nicht vergleichbar mit Textbüchern von Theaterstücken. Da von vorneherein feststeht, daß es (meist) nur eine einzige Realisation gibt, in der Geräusche, Musik, technische Effekte das Hörspiel möglich macht, ist allein die akustische Umsetzung des Stückes von Bedeutung. Schillers Dramen oder Brechts Stücke kamen und kommen in immer neuen Variationen und Interpretationen auf die Bühnen. Das Hörspiel dagegen ist fast immer ein Unikat.

Die sich ständig weiterentwickelnde Rundfunktechnik war es auch, die den Hörspielma-

chern immer neue Möglichkeiten und Ideen bot, die sie nutzten. Eine der wichtigsten war die Stereophonie. Mit Hörspielmachern wie Heinz Hostnig, Johann M. Kamps, Jochen Senf, später Werner Klippert und Robert Karge waren in Saarbrücken Hörspielmacher am Werk, die für das Neue Hörspiel entscheidende Wegbereiter waren. Robert Karge 2006 in einem Interview mit den *Saarbrücker Heften* (Nr. 95/2006, S. 87):

»Das war eine sehr experimentelle Phase. Wenn man sieht, wer damals von Heinz Hostnig und Johann M. Kamps zur Zusammenarbeit gewonnen wurde – Helmuth Geissner, Max Bense, Ludwig Harig haben da mitgewirkt. Dazu kamen die Leute von den Musikhochschulen. Das ist meiner Ansicht nach in der Geschichte des Hörspiels eine wichtige Phase, in der eine eigene Dramaturgie entwickelt wurde, in der ein Hörspiel ganz speziell auf die Stereophonie hin geschrieben wurde.«

Bereits 1966 hatte Ludwig Harig mit *Das Fußballspiel* eines der ersten stereophonen Hörspiele geschrieben, das große Beachtung fand. Leider hat es Benno Rech nicht in seine Auswahl einbezogen. Eine Sternstunde dieser experimentellen Phase war *Der Monolog der Terry Jo*. Ein gemeinsames Hörspiel von Max Bense und Ludwig Harig, das, 1968 ein vollkommenes Novum, mit einer Folge unverständlicher Laute begann. Erzeugt von einem Vocoder, einer Sprechmaschine, mit deren Hilfe man das gesprochene Wort bis zur Unkenntlichkeit verzerren und zerstückeln kann.

Terry Jo Vocoder-Stimme

Fyuiömge – svvrvhvkfds –

Züeä – sewdmhf –

Meiöwzäikmbw – uumb –

Aycföjftcuä – hwlgtüamöozqlspbrgeca

Vdeühiyiw – dxe –

1. Stimme

Sie müssen warten

Es ist noch zu früh

Im Augenblick ist es ein klinischer

Fall, ich muss Sie um Verständnis

bitten

Das Hörspiel besteht aus zwei Komponenten, einem zunächst unverständlichen Monolog und Aussagen zum Hergang der Geschichte. *Der Monolog der Terry Jo* handelt von einem jungen Mädchen, das, bewußtlos im Meer treibend, gerettet wird und fortwährend vor

sich hin spricht. Mit der zunehmenden Rückkehr des Bewußtseins im Hospital werden ihre Worte deutlicher, wird der Sachverhalt eines Verbrechens immer klarer. Obwohl gerade dieses Hörspiel ein sehr spezielles, hundertprozentiges Hörerlebnis ist – der Lust am Lesen tut das keinen Abbruch.

Besonderes Aufsehen erregte 1969 das von SR und WDR koproduzierte Hörspiel *Staatsbegräbnis*, eine Collage aus Rundfunkmaterial von der Übertragung des Staatsbegräbnisses Konrad Adenauers. Ludwig Harig: »Ich habe diese Reden und Ansprachen gehört und gelesen und eine bestimmte Art und Weise analysiert, um herauszufinden, was da eigentlich gesagt worden war.«

Für seine Montage stand Harig das gesamte Rundfunkmaterial zur Verfügung, einschließlich der Dialoge der Reporter untereinander, die nicht über den Sender gingen. Verwendet wurden auch die Geräuschkulisse, Böllerschüsse, Gesänge, Trommelwirbel, Kommandos, Trompeten. Die Liturgie des Requiems wird ebenso kontrastierend gegen die Reden von Bundeskanzler Kiesinger, Bundespräsident Lübke und Kardinal Frings gesetzt wie die Stimmen anderer Personen.

Kiesinger: er hat das gelobte Land nicht mehr erreicht

Vater unser nicht mehr erreicht: weder die Wiedervereinigung der Deutschen noch die Einigung Europas

und vergib uns unsere Schuld.

Frings: er ist entschlafen

Priester: O Gott

Kiesinger: nun werden wir ihn nicht mehr sehen

Priester: dem unser Leib, wenn er stirbt, nicht verloren geht, sondern zu Größeren sich wandelt

Frings: im Herrn entschlafen

Priester: und ewiges durch Christus, unseren Herrn, Amen

Lübke: damit gehört er uns allen

Chor: *Christ ist erstanden.*

Staatsbegräbnis wurde heftig und kontrovers diskutiert. Entlarvte das Hörspiel den Staatsakt doch als hohles Ritual. Das kam beim SR, einem der beiden Produzenten, nicht gut an. Intendant Franz Mai sah einen Verstoß gegen das Rundfunkgesetz, das die religiösen, sittlichen und kulturellen Belange der Bevölkerung schützen soll, und sprach von der journalistischen Unredlichkeit der Wortmontage. Die Pressestelle des Senders potenzierte die Stimme ihres Herrn und wertete das Hörspiel gar als unsägliches Machwerk. *Staatsbegräbnis* gilt heute als eines der berühmtesten Hörspiele von Ludwig Harig, nicht zuletzt durch die raffinierte Auflösung der Originalreden in Form von Anakoluthen und ihre Montage.

So ist *Stimmen aus dem Irgendwo* kein gewöhnliches Buch, das man gut oder schlecht beurteilen kann. Die literarische Form des Hörspiels muß den Leser reizen. Dann bereitet dieses Buch ein großes Vergnügen, welches dank der beiliegenden CD immer wieder aufs neue wiederholbar ist. Darüber hinaus entdeckt der Leser und Hörer eine weniger bekannte Facette des Autors Ludwig Harig, der, wie dieser Band beweist, auch in der radiophonen Kunst wichtige, bahnbrechende Akzente gesetzt hat.

Georg Bense

La guerre est finie

Adrienne Thomas, *Die Kathrin wird Soldat und Anderes aus Lothringen*, Röhrig Universitätsverlag, St. Ingbert 2008, 510 S.

Adrienne Thomas? Sogar bei vielen Literaturkennern und Germanisten ist dieser Name unbekannt. Auch in den meisten Lexika, Schulbüchern und Anthologien sucht man ihn vergeblich. Weder im zehnbändigen Herder Lexikon von 1956 noch in Frenzels Daten Deutscher Dichtung von 1962 oder im zwölfhundertseitigen Harenberg von 2002 taucht

er auf. Und doch ist Adrienne Thomas eine der erfolgreichsten deutschsprachigen Autorinnen des zwanzigsten Jahrhunderts und ihr Roman *Die Kathrin wird Soldat* der auflagenstärkste Roman einer deutschsprachigen Autorin überhaupt!

Dieser wundersam unbekannte Bestseller-Roman *Die Kathrin wird Soldat* erschien erst-

mals 1930. Er fand sofort viele Leser und erzielte hohe Auflagen. Zwar wurde er, als die Nazis 1933 die Macht übernahmen, verboten. Aber auch nach dem Zweiten Weltkrieg gab es zahlreiche Neuauflagen in Deutschland und Österreich. Außerdem wurde er in 16 Sprachen übersetzt.

Daß der Roman dennoch heute so gut wie unbekannt ist, hat sicher damit zu tun, daß seine Rezeption während der Nazizeit unterbrochen war. Mehr noch hat es aber damit zu tun, daß der Roman von Anfang an in die Schublade »Frauen- und Mädchenroman« gesteckt wurde und deshalb weder von der Literaturwissenschaft so richtig ernst genommen wurde noch vom literarisch interessierten Publikum.

Nun hat der Röhrig-Verlag einen neuen Versuch gestartet, den Roman aus seinem Dornröschenschlaf zu befreien und ihm doch noch einen Platz in der deutschen Literatur des 20. Jahrhunderts zu sichern. In der Sammlung Bücherturm, die sich zum Ziel gesetzt hat, bedeutende literarische Werke aus dem deutsch-französisch-luxemburgischen Dreiländereck einem breiteren Publikum zugänglich zu machen, hat er ihn neu herausgebracht.

Adrienne Thomas – auch das für viele eine Überraschung – kommt nämlich aus unserer Region! Sie wurde 1898 in St. Avold in Lothringen als Hertha Adrienne Strauch geboren und stammt aus einer deutsch-jüdischen Kaufmannsfamilie, die in St. Avold und dann in Metz ansässig war und dort zum angesehenen und durchaus wohlhabenden Bürgertum gehörte. Hertha Strauch besuchte das Mädchenlyzeum in Metz und machte die Mittlere Reife. Als der Krieg 1914 ausbrach, wurde sie Rotkreuzschwester und kümmerte sich im Hauptbahnhof von Metz um die Soldaten, die zur Front fuhren und von ihr zurückkehrten. Sie verließ 1916 Metz und zog zusammen mit ihrer Familie nach Berlin. 1932 – zwei Jahre nach dem Erscheinen des Romans – emigrierte sie aus Deutschland. Als Jüdin und Pazifistin ahnte sie wohl schon, was sich angesichts des Zulaufs, den die Nazis in Deutschland hatten, zusammenbraute. Nach einem bewegten Emigrantenschicksal mit Stationen unter anderem in Frankreich, Spanien und in den USA kehrte sie 1947 nach Europa zurück. Sie ließ sich in Wien nieder, wo sie 1980 starb.

Nicht nur die Autorin des Romans *Die Kathrin wird Soldat* stammt aus der Saar-Lor-Lux-

Region, auch der Roman selbst spielt in unserer Gegend: in Metz. Kathrin, die Protagonistin des Romans, geht in der lothringischen Stadt, die damals zum Deutschen Kaiserreich gehörte, zur Schule und verbringt dort wohlbehütete und unbeschwerte Jungmädchenjahre. Doch dann bricht der Erste Weltkrieg aus, Kathrin meldet sich freiwillig zum Roten Kreuz und wird im Hauptbahnhof von Metz zur Betreuung der Soldaten eingesetzt. Zunächst überwiegen – bei ihr wie beim Großteil der Bevölkerung – Hurratriotismus und Siegeszuversicht. Doch das ändert sich sehr schnell, als immer mehr Züge mit verwundeten Soldaten eintreffen und es in der Stadt beinahe täglich Fliegerangriffe, Kanonendonner und Beschuß durch die Franzosen gibt. Kathrin schreibt in ihr Tagebuch: »Oben auf dem Bahnsteig ausziehende, singende, nichtsahnende junge Menschen – unten in der Baracke die Zurückgekehrten mit blutleeren Gesichtern, zerschmetterten Gliedern.« (167) Aus dem unbeschwert-naiven und lebenslustigen jungen Mädchen wird eine ernüchterte, ja entsetzte junge Frau, die dem Krieg immer ablehnender gegenübersteht. Ende 1915, als schon mehr als die Hälfte der Jungen ihres Tanzkränzchens gefallen sind und immer noch kein Ende des Schlachtens und Sterbens abzusehen ist, notiert sie in ihr Tagebuch: »Vielleicht, wenn wir morgen früh aufwachen, sind wir Franzosen? Mir ist es längst egal. Ich habe keinen Einsatz mehr, ich spiele nicht mehr mit. Pour moi la guerre est finie.« (249)

Zusätzlich zur Geschichte der jungen Rotkreuzschwester Kathrin in der Frontstadt Metz und ihrer Entwicklung zur Pazifistin erzählt der Roman noch eine andere Geschichte: die Geschichte der großen Liebe Kathrins zu ihrem Lucien, einem Metzger Abiturienten. Aber auch diese Geschichte geht nicht gut aus. Lucien hat sich – in der heutigen Zeit kaum nachzuvollziehen – freiwillig an die Front gemeldet und läßt eine tief besorgte und von schlimmen Ahnungen geplagte Kathrin zurück.

Doch der Roman hat noch mehr zu bieten als den Krieg und die tragische Liebe eines jungen Mädchens: Er vermittelt interessante Einblicke in das Leben in der wilhelminischen Zeit mit seinen Standesunterschieden, Moralvorstellungen, seinem Sozialverhalten und seinem Obrigkeitsdenken.

Auch über die politischen Verhältnisse und die Stimmung in der Bevölkerung erfährt der

Leser einiges: Elsaß-Lothringen gehörte zum wilhelminischen Kaiserreich, Metz war Garnisons- und Festungsstadt, und zwischen den alteingesessenen Lothringern und den Zugewanderten aus dem Reich lief durchaus nicht alles reibungslos.

Für nationales Pathos und die Aufgeregtheiten der deutschen wie der französischen Seite haben Adrienne Thomas und ihre Protagonistin Kathrin nicht viel übrig. Kathrin bleibt gegenüber dem öffentlich zelebrierten Hurrapatriotismus und der sich immer wieder bemerkbar machenden preußischen Überheblichkeit ziemlich reserviert. Sie fühlt sich – wenn überhaupt – als Lothringerin.

Adrienne Thomas' Roman ist als Tagebuch geschrieben. Kathrin, die junge Schülerin und Rotkreuzschwester schreibt dieses Tagebuch. Ihre Aufzeichnungen beginnen ganz heiter und unbeschwert im Stil eines Backfischromans mit den Notizen über erste Liebeleien, den Schulalltag, Ferienerlebnisse und die Schwierigkeiten mit den unmöglichen Erwachsenen. Doch als dann der Krieg ausbricht, Kathrin Rotkreuzschwester wird und beinahe jeden Tag neue Lazarettzüge mit verwundeten, verkrüppelten und verzweifelter blutjungen Soldaten nach Metz zurückrollen, wird aus dem leichtgewichtigen und zugegebenermaßen auch etwas banalen Teenie-Tagebuch ganz schnell ein sehr nachdenklicher Bericht einer mit Krieg und Tod konfrontierten jungen Frau.

Adrienne Thomas erzählt Kathrins Geschichte lakonisch, unprätentiös, manchmal auch sarkastisch und durchaus witzig. Ihre Sprache ist knapp und protokollartig. Jeden-

falls ganz und gar nicht pathetisch und expressiv, wie das in der Literatur nach dem Ersten Weltkrieg Mode war.

Der Roman ist stark autobiografisch gefärbt. Thomas beschreibt, was sie als Rotkreuzschwester während des Ersten Weltkrieges in Metz selbst erlebt hat.

Sie hat damals ein Tagebuch geführt und übernimmt diese Aufzeichnungen zu großen Teilen und beinahe wortwörtlich in ihren Roman. In der neuen Röhrig-Ausgabe ist auch dieses Originaltagebuch der Autorin in Auszügen abgedruckt. Die Ausgabe enthält außerdem einige kleinere Prosatexte, die sich auf Metz und St. Avold beziehen, und ein ausführliches Nachwort des Herausgebers, des Saarbrücker Germanisten Günter Scholdt.

Adrienne Thomas' Kathrin-Roman hat mich in mancher Hinsicht an das *Tagebuch der Anne Frank* erinnert. Auch hier berichtet ein junges Mädchen – wenn auch unter ganz anderen Voraussetzungen und in einer anderen Zeit – in einem Tagebuch über sein Leben und sein Schicksal, auch hier schreibt ein junges Mädchen über den Krieg aus weiblicher Sicht, auch hier formuliert ein junges Mädchen ein flammendes Plädoyer gegen den Krieg.

Adrienne Thomas Tagebuchroman *Die Kathrin wird Soldat* ist Antikriegsroman, Geschichte einer tragischen Liebe, Panorama der wilhelminischen Zeit, Dokument der bewegten Geschichte unserer Nachbarstadt Metz. Nicht zuletzt ist er auch ein weitsichtiges Plädoyer für die deutsch-französische Verständigung.

Es lohnt sich, ihn wieder zu entdecken.

Dietmar Schmitz

Liebe zu Lothringen – ganz anders

Christian Schu, Lorraine. Terre de Spectacles, Editions Serge Domini, Metz 2008, 159 S. mit 300 Fotos

Es war einmal ein saarländischer Fotograf, der hieß Christian Schu, der begegnete vor genau 10 Jahren in Metz einem Verein namens Arsenic.

Genauer: Christian Schu ist Presse-Fotograf. Fotografen sind neugierig. 1999 besucht er Les Trinitaires (ein in Metz berühmter Veranstaltungsort für Kunst und Kultur), wo es um ein von Arsenic veranstaltetes Konzert zugunsten der regionalen Hörfunkwelle FIP ging,

die von der zentralen staatlichen Rundfunkanstalt Radio France abgeschafft werden sollte.

Noch etwas genauer: FIP war eine stark musikgeprägte Hörfunkwelle, deren Programm sich außerhalb der üblichen Trampelpfade bewegte. Eine Welle für die Avantgarde: Rock, Blues, Rap. FIP wurde abgeschafft, Christian Schu schrieb einige Artikel für die SZ und machte ein paar Fotos.

Wer oder was ist Arsenic? Zum einen »Arts Scéniques« (deutsch: Darstellende Künste) oder zum anderen »arsenic« (zu deutsch: Arsen)? Auf alle Fälle geht es um darstellende Künste, aber auch um Arsen, also um eine Spur von Gift, ein bißchen Juckpulver gegen bestehende Konventionen. 1992 wurde der Metzter Verein mit dem Ziel gegründet, eine bestimmte musikalische Nachfrage zu befriedigen: Er organisierte musikalische Auftritte in Metzter Lokalen und förderte dort ansässige Musikgruppen. Arsenic entwickelte sich rasch: 1996 wurde eine eigene Theatertruppe, das Théâtre de la Valise (zur Zeit Compagnie La Valise) gegründet. Aufgeführt wurden Bühnen- und Marionettentheater, Musik-, und Tanzstücke. Ab 2002 gab es Kleinkunstveranstaltungen an verschiedenen Orten, bei denen Tanz und Musik zusammenkamen, immer außerhalb der üblichen Konventionen. Zur Zeit ist der Verein dabei, sich neu zu organisieren und wie bereits 1999, aus Anlaß des Todestages von Charles Dullin, in einzelne Großprojekte zu investieren. Das letzte Projekt dieser Art wurde 2006 durchgeführt, eine große Wanderausstellung durch Lothringen: eine Bestandsaufnahme aller regionalen Aufführungsorte.

Die Idee, eine derartige Ausstellung zu organisieren, kam Christian Schu und seinem Freund Ludovic Géraistre vom Verein Arsenic, während ihrer Streifzüge durch die vier lothringischen Départements. Von Stadt zu Stadt, von Festival zu Festival, von Bühne zu Bühne. Dabei legten sie einige tausend Kilometer zurück und schossen etwa 15 000 Fotos. Von diesen wurden 800 Aufnahmen ausgesucht und in 22 Gemeinden ausgestellt. Sowohl in Bibliotheken als auch in öffentlichen Räumen, aber auch bei Händlern, in Läden und Geschäften. Etwa 500 Fotos stammten von Christian Schu. Der Grundgedanke dieser gelungenen Initiative war: Kommen die Leute nicht zu den Aufführungen, dann kommen diese zu ihnen!

Im Januar 2007 schließlich wurde die Ausstellung abgehängt. Was aber sollte mit den gelungenen Aufnahmen geschehen? 300 von ihnen wurden erneut ausgewählt, dann mußte noch ein Verleger gesucht werden, der diese Kernausswahl veröffentlichen und vertreiben würde. Auch eine Finanzierung mußte gefunden werden. In Lothringen gibt es Ressourcen und so wurde 2007 eine Subskription ausge-



Man'ok, Pôle Européen
Aubange, 8. September 2007

rufen. Der Regionalrat von Lothringen, die Stadt Metz, und die Départements Vosges und Meurthe et Moselle beteiligten sich an der Finanzierung. Im September 2008 erschien dann das Buch *Lorraine Terre de Spectacles* in Zusammenarbeit mit Arsenic beim Verlag Serge Domini, mit Fotos von Christian Schu.

Der Einband in rot und schwarz, ein Bild mit leeren Sesseln vor einer von hellgrünem Licht beleuchteten leeren Bühne, ermuntert den Leser die Seiten aufzuschlagen, besser gesagt, die Bühnenrampe zu überwinden, den Saal hinter sich zu lassen. Wir folgen Christian Schu auf die Bühne und befinden uns auf Augenhöhe mit den Künstlern, in engem Kontakt mit ihnen.

Durchblättert man das Buch, ist Nähe das erste, was man spürt: Nichts trennt uns von dem Sänger, dem Schauspieler, dem Tänzer oder Marionettenspieler. Wir ergründen seine Persönlichkeit. Von oben schauen wir durch das Objektiv in sein Gesicht, beobachten von der Seite eine seltsame Reaktion, entdecken im Gegenschuß ein Lächeln oder Finger, die über die Saiten einer Gitarre laufen. Nichts entgeht uns: Die Schweißtropfen auf dem Gesicht des Trompetenspielers, die erstarrte Bewegung des

Hip-Hop-Tänzers, die Grimasse von Toinette im *Eingebildeten Kranken*, das Komplizenhafte Lächeln des Sängers Louis Ville, der Schrei von Christian Décamp von der Gruppe Ange. Das fokussierende Auge des Fotografen erforscht die Schönheit der Gesichter, folgt den Bewegungen der Füße, verdeutlicht die Biegsamkeit der Körper, sucht die gefühlvollen Blicke der Darsteller.

Das Buch mit 159 Seiten im Format 14 x 21 cm ist in vier Kapitel aufgeteilt. 46 Seiten sind Musikgruppen gewidmet, 16 Tanzgruppen, 46 den Theatertruppen. Das vierte und letzte Kapitel schließlich listet die Veranstaltungsorte der Region auf: Festivals, Säle, Bühnen. Insgesamt 114 Orte für Musik, Theater und Tanz. Die vorgestellten Künstler sind zu 80 Prozent Lothringer, die übrigen kommen von außerhalb. Alle Gruppen, mit Ausnahme von zweien, sind noch immer aktiv.

Die Fotos wurden zunächst digital in Farbe aufgenommen, oft aber in Schwarz-Weiß gedruckt. Der Wechsel zwischen Schwarz-Weiß und Farbe gibt dem Buch eine besondere Dynamik, provoziert den Blick des Betrachters, überrascht nicht selten.

Das gilt auch für die Auswahl der Fotos. Ein lichterfülltes Bild ist neben eine Gegenlichtaufnahme gesetzt, Schuß und Gegenschuß folgen einander. Der Park am Ufer der Seille in Metz, aufgenommen bei Nacht, entfaltet ein märchenhaftes rosa-, grün- und blaufarbenes Schwingen, filigrane menschliche Gestalten schaffen eine Traumatosphäre. Im Kontrast dazu wird auf der nächsten Seite das Metzzer Théâtre du Saulcy in schwarzweiß, in strengen geometrischen Formen vorgestellt. Die Goldornamentik der Salle Poirel in Nancy ist neben die Fichtenholzfassade des Theaters von Manom gesetzt.

Das überzeugende Layout von Patricia Maurice verdeutlicht das Talent von Christian Schu, der übrigens oft mit hintergründigem Humor arbeitet. Zum Beispiel das Schwarzweißfoto auf Seite 11, zu Beginn des Kapitels über Musik: Die Kamera ist in Bodenhöhe auf den Musiker Man'Ok am Kontrabaß gerichtet. In Gedanken verloren, zupft er mit konzentrierter Miene sein Instrument. Im Bildvordergrund, sozusagen in Großaufnahme, schreitet das Bein eines Polizisten durch das Bild, die Pistole gut sichtbar. Ist die Kunst gefährdet, ist ihre Verteidigung nötig oder sollte man die Musik im Auge behalten, die doch,

wie jeder weiß, erheblich zur Verfeinerung der Sitten beiträgt? Wetten, daß der Polizist ganz einfach auch ein Musikliebhaber ist?

Das Buch wird von Liedtexten und Auszügen aus Theaterstücken ergänzt, die es zu lesen lohnt, nicht zuletzt auch um den Augen ein paar Seiten lang Ruhe zu gönnen.

Dieses Buch ist aus der Begegnung eines deutschen Fotografen, präziser, eines Saarländers aus Saarlouis, entstanden, der ohne Zweifel in seine Nachbarregion Lothringen verliebt ist, der mit Hilfe seiner Freunde von Arsenic, mit Hilfe aller Künstler, einen menschlichen Blick auf die lothringische Szene geworfen hat und ein Bild von Lothringen vermittelt, das man so kaum vermutet und das sich sehr vom Üblichen unterscheidet: Lothringen als Land der darstellenden Künste.

Natürlich ist dieses Buch nicht erschöpfend: Mit Absicht wurden die klassische Musik, die Oper und das Theater der großen Aufführungen weggelassen, Spielstätten, wo das Auge Christian Schus ohnehin nicht hätte eindringen können. Nichts auch über das berühmte Festival Nancy Jazz Pulsation, die einzige Veranstaltung in Lothringen, die Fotos abgelehnt

Cie. Materia Prima, *Body without wings*,
Le Totem, Maxéville, 27. Oktober 2005



hat. Zu ihrem eigenen Schaden! Wahrscheinlich wird Christian Schu noch weitere Orte in Lothringen entdecken, auf die er sein Können anwenden kann. Ich denke zum Beispiel an das Volkstheater von Bussang, oder an das Gebiet zwischen Bitche und Sarreguemines, wo viele interessante Dinge passieren. Vielleicht eine Gelegenheit für ein weiteres Buch.

Man kann dieses Buch nicht vorstellen, ohne ein Wort über den Verleger zu verlieren. Serge Domini ist bekannt für gute Arbeit. Man weiß, daß ein von ihm verlegtes Buch an sich schon fast ein Kunstwerk ist. *Lorraine Terre de Spectacles* ist da keine Ausnahme. Welcher Verleger wäre das Risiko eingegangen, ein solches Buch zu veröffentlichen, vor allem, wenn man bedenkt, wie schwierig es heute ist, »Kultur« zu verkaufen.

Zur Strategie von Serge Domini gehört es, einen Verein künstlerisch zu fördern, der sich seit mehr als 15 Jahren für Live-Veranstaltungen in Lothringen engagiert. Serge Domini, viele Lothringer erinnern sich, war früher

selbst Musiker und Sänger. Anfang der achtziger Jahre nahm er erfolgreich am Musikfestival Printemps de Bourges teil. Das Verhältnis des Verlegers zu Künstlern ist meist persönlich, sie gehören zu seiner Familie. In diesem Buch ist der Verleger zu Hause, er wird wieder zum Musiker. Das ist vor allem bei der Auswahl und Zusammenstellung der Fotos spürbar. So haben wir hier auch das Buch eines Verlegers, der seinem früheren Publikum einen augenzwinkernden Gruß schickt. Die Begegnung eines Musikers, der zum Verleger wurde, mit einem deutschen Fotografen und einem Verein, der sich der darstellenden Kunst in Lothringen verpflichtet fühlt.

Öffnen wir also dieses Buch, steigen wir hinauf auf die vielen lothringischen Bühnen. Genießen wir ihre Aufführungen.

Jean-Louis Kieffer

Die Rezension des lothringischen Autors Jean-Louis Kieffer wurde aus dem Französischen übersetzt.

Epochenübergreifende Polizeigeschichte

Hans Kirsch, Sicherheit und Ordnung betreffend. Geschichte der Polizei in Kaiserslautern und in der Pfalz 1276–2006, Kaiserslautern: Veröffentlichungen des Historischen Vereins, Bezirksgruppe Kaiserslautern 2007 (= Studien zur pfälzischen Geschichte und Volkskunde, Bd. 1), 819 S., 179 Abb.

Ein altes Historiker-Bonmot fragt danach, wie aus Geschichten Geschichte wird; diese Polizeigeschichte gibt darauf eine recht unbefangene, ebenso lesenswerte wie lesbare Antwort. Unbefangen ist der Text geraten, weil sein Verfasser auf eine spezifische Weise an das Thema unverkrampft herangeht. Kirsch ist kein »gelernter« Historiker, er bewegt sich folglich nicht in den herkömmlichen Denkschablonen einer traditionsbewußten Fachwissenschaft, gleichwohl ignoriert er keineswegs die Fachliteratur. Der Autor ist Fachmann gleichsam aus eigener Anschauung: Er war selbst Polizist, unter anderem Leiter der Polizeiinspektion Landstuhl, ist demnach vertraut mit der Berufsauffassung und dem Dienstverständnis der modernen Polizei. Allerdings ist seine Sicht der Dinge auf keinen Fall nostalgisch-beschönigend getrübt, vielmehr schreibt der pensionierte Polizeibeamte mit dem Blick der heutigen kritischen und problembewuß-

ten Polizei; ja, seine Darstellung wirkt urteilsicher und im notwendigen Maße distanziert.

Wenige Historiker würden es wagen, in einer Darstellung den großen, epochenübergreifenden Bogen zu schlagen von 1276, dem Jahr der Stadtrechte, bis zur Gegenwart. Hoch- und Spätmittelalter, Reformation, frühe Neuzeit, 19. und 20. Jahrhundert, Zeitgeschichte in einem Zug – das ist kühn – oder, siehe oben, unbekümmert. Kirsch ist es – sehr zum Vorteil für die Leser. Denn was da »Sicherheit und Ordnung betreffend« berichtet wird – einiges nimmt sich durchaus kurios aus –, deutet an, welch weiten Weg die Polizey gegangen ist vom Nachtwächter, Stadtdiener oder Bettelvogt zur heutigen bürgernahen Dienstleistungsbehörde.

Bewußt und voller Bedacht liegt der Schwerpunkt der Beschreibung indes auf den »Zwischenstationen« dieses langen Weges, auf dem 19., mehr noch auf dem unrühmli-

chen 20. Jahrhundert. In der »bayerischen« Zeit, 1814–1918, entwickeln sich Organisationsstruktur und Dienstverhältnis, mit der Polizeidichte (Beamtenzahl bezogen auf Bevölkerungszahl) nimmt die Professionalisierung zu, Polizeireviere werden eingerichtet, eine Hundestaffel aufgestellt. Zu wenig wird hierbei der Frage nachgegangen, inwieweit in diesem Zusammenhang Tendenzen zum späteren Obrigkeits- und Polizeistaat in die Alltagsarbeit Einzug halten und damit auch die Frage vernachlässigt nach der Kontinuität des Selbstverständnisses der Polizei, allgemeiner formuliert: nach der »Politischen Kultur« im Polizeiapparat.

Weit mehr als die Hälfte des Buches behandelt die NS-Zeit und die nachfolgende »Entnazifizierung«. Kirsch belegt an vielen namentlich genannten Beispielen das Ausmaß der Verwicklung der Polizei von Kaiserslautern in den nationalsozialistischen Terror und die Tatsache, daß es sich dabei nicht ausschließlich um Mißbrauch der vermeintlich »sauberen« Polizei handelt, sondern um Täter, die aus voller Überzeugung, willentlich mitmachen bis zum letzten Augenblick, bis zum letzten Mann, bis zur letzten Patrone. Gleichviel, ob es zuerst gegen den politischen Gegner, die Arbeiterparteien, geht oder gegen jüdische Mitbürger, gegen echte und angebliche Kriminelle und andere »volksfremde Individuen«, gegen Schwule, im Krieg gegen Zwangsarbeiter oder abgeschossene Piloten – viele Polizeibeamte müssen nicht erst zum Einsatz gezwungen werden. Die Auspeitschung sowjetischer Zwangsarbeiterinnen, die den Sieg der Roten Armee bei Stalingrad gefeiert hatten, gerät in der Polizeidirektion zum sadistischen Schaustück, an dem sich zahlreiche verbeamtete Gaffer zunächst ergötzen, dann mit Schaudern abwenden, weil sie die Schmerzensschreie der gequälten Frauen nicht ertragen können. Es ist ein großes Verdienst des Autors, daß er nicht nur die polizeilichen Schandtaten in Kaiserslautern dokumentiert, sondern sehr umfangreich auch jene, die Polizisten aus Kaiserslautern zum Beispiel in Osteuropa begehen.

Der Verfasser beschreibt die Vorgänge erzählend, immer sehr anschaulich. Im Falle der NS-Untaten ist das bisweilen bedrückend; in anderen Fällen, aus der Kaiserzeit oder aus der Bundesrepublik kann das hingegen einfach nur spannend sein – wie ein guter Krimi. Die-

se Methode hat zweifellos den Vorteil des konkret-bildhaften, wirklichkeits- und quellen-nahen Narrativs, allerdings kann sich der analytische Ansatz nicht immer voll entfalten. So ist zum Beispiel im Rückblick auf die NS-Zeit die Diskussion der Motivation bei den Tätern im Prinzip richtig und prinzipiell zu begrüßen (S. 704–706), sie fällt jedoch zu pauschal und oberflächlich aus, weil sie sich auf die Einzelfälle aus Kaiserslautern nicht bezieht.

Nun muß diese Kritik fairerweise eingeschränkt werden, da nicht klar ist, ob die benutzten Quellen solche Interpretationen überhaupt zulassen. Im ganzen bildet die Materialfülle der sehr vielschichtigen und unterschiedlichen Quellen – mehr noch als die Erzählkunst des Verfassers – den unbestreitbaren Ertrag dieses Buches. Das ist um so mehr zu würdigen, als Hans Kirsch zu Anfang seiner Forschungen über keine Quellen verfügt, weil die Akten zum Ende des Krieges zwecks Verwischung von Spuren und Verbrechen vernichtet worden sind. In wahrscheinlich mühsamer Kleinarbeit hat Kirsch nach geeigneter Ersatzüberlieferung gesucht und dabei jede Menge aussagestarker Quellen gefunden. Schließlich sind die Quellen reichlich und breit gestreut, doch leider etwas unübersichtlich nachgewiesen. Auf S. 797 werden nur die benutzten Archive genannt, die dort eingesehenen Archivalien freilich nicht im Zusammenhang aufgelistet. Insbesondere für Laienforscher dürfte die nachträgliche Zusammenstellung aus den – übrigens auch nicht gerade übersichtlichen – Fußnoten und die Hierarchisierung mehr als mühsam sein.

Etwas enttäuschend fällt der Schluß der Polizeigeschichte aus. Nachdem der Autor sehr ausführlich die Entnazifizierung der Polizei in Kaiserslautern schildert, die administrative und zum Teil juristische Aufarbeitung oder Abwicklung, bringt er für die »Restzeit« der Bundesrepublik nicht mehr als reine Ereignisgeschichte; sei es der Banküberfall der Baader-Meinhof-Bande am 22.12.1971, bei dem Polizeiobermeister Herbert Schoner ums Leben kommt, sei es die Flugkatastrophe von Ramstein 1988 oder seien es die Polizeieinsätze – damit endet das Buch – bei den verschiedenen Fußballspielen. Der Übergang der Polizei vom Vollzugsorgan des Terror-Staates in die demokratischen Verhältnisse der Gegenwart vollzieht sich nicht allein in der »Entnazifizierung«. Wie und wann setzt die Umorien-

tierung konkret an im Alltagsdienst, welche Reste von »preußischen« Polizeitraditionen überdauern wie lange das Jahr 1945? Es gäbe hierzu noch einige Fragen mehr.

Deren Beantwortung wäre möglich in einem wünschenswerten zweiten Buch, in dem

Hans Kirsch gewissermaßen seine Memoiren erzählt und sie so reflektiert, daß aus seiner »Geschichte« wiederum Geschichte wird.

Wilfried Busemann

Ein kurzes, aber vorbildliches Leben

Peter Goergen, Willi Graf – Ein Weg in den Widerstand, Röhrig Universitätsverlag, St. Ingbert 2009 (= Geschichte, Politik und Gesellschaft, Schriftenreihe der Stiftung Demokratie Saarland, Bd. 11), 215 S.

Peter Goergen zeichnet in seiner chronologisch angelegten Darstellung ein umfassendes Bild des kurzen Lebensweges des Widerstandskämpfers Willi Graf. Dabei legt er den Schwerpunkt auf das politische, kulturelle und religiöse Umfeld und dessen Einfluß auf Willi Grafs Biographie.

1918 im rheinländischen Kuchenheim im Kreis Euskirchen geboren, wächst Graf nach dem Umzug der Eltern ab 1922 in einem katholischen Umfeld in Saarbrücken auf. Im Jahr 1929 tritt er dem katholischen Bund Neudeutschland (ND) bei, einer auf der Ebene von Gymnasium und Oberschule organisierten, nur männlichen Mitgliedern vorbehaltenen Verbindung, die sich an Zielen und Idealen der Bündischen Jugend orientiert und sich durch eine betont christliche Ausrichtung auszeichnet. Die freien Jugendverbände sind nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten zunehmend Übergriffen der Hitlerjugend (HJ) ausgesetzt, welche im Zuge der nationalsozialistischen Gleichschaltungspolitik zum einzigen Jugendverband im Deutschen Reich ausgebaut wird. Das Reichskonkordat zwischen dem Heiligen Stuhl und dem Deutschen Reich vom 12. September 1933 gewährt den freien Jugendverbänden nur kurze Zeit Schutz. Der ND in Saarbrücken wird 1936 verboten. Graf schließt sich bereits 1934 dem Grauen Orden unter Fritz Leist an, einer von den Nationalsozialisten als oppositionell eingestuften Bewegung, deren programmatische Ausrichtung sich unter anderem an der von Romano Guardini angestoßenen liturgischen Bewegung sowie an kirchenreformatorischen Ansätzen orientiert. Grafs Verhaftung im Januar 1938 durch die Gestapo, weil – so die Anklageschrift – im Grauen Orden »das Brauchtum der Bündischen Jugend gepflegt

wurde« (56), bleibt wie die sich anschließende Untersuchungshaft in Bonn ohne negative Folgen, da der deutsche Einmarsch in Österreich im März 1938 mit einer Amnestie begangen und das Verfahren daraufhin eingestellt wird. Nach Abitur und Reichsarbeitsdienst beginnt Graf 1937 ein Medizinstudium, zunächst in Bonn, dann nach Kriegsausbruch 1939 in München. Unterbrochen wird dieses durch mehrere Fronteinsätze als Sanitätssoldat. Durch die Bekanntschaften zu Hans Scholl, Alexander Schmorell und Christoph Probst wird Graf wohl im Laufe des Jahres 1942 in die Widerstandsaktivitäten der Weißen Rose einbezogen. Am 18. Februar 1943 wird auch Graf im Gefolge der Verhaftung Sophie und Hans Scholls von der Gestapo verhört und anschließend verhaftet. Nach seiner Verurteilung zum Tode am 19. April 1943 im zweiten Weiße-Rose-Prozeß wird er am 12. Oktober 1943 in München-Stadelheim hingerichtet.

Goergens Buch, dem ein Vorwort Friedel Läpples, Vorstandsvorsitzender der Stiftung Demokratie Saarland, und ein Geleitwort Peter Steinbachs, Professor für Neuere und Neueste Geschichte an der Universität Mannheim und wissenschaftlicher Leiter der Gedenkstätte Deutscher Widerstand in Berlin, vorangehen, betont, daß Grafs Eintreten für Gerechtigkeit und gegen die verbrecherische Politik eines totalitären Staates als Vorbild bis in die Gegenwart gelten kann und seinem Lebensweg eine exemplarische Bedeutung zukommt. So ist es in erster Linie Willi Grafs Prägung durch ein streng katholisches, bürgerliches Elternhaus, die bei ihm von Beginn an eine ablehnende Haltung gegenüber dem Nationalsozialismus bewirkt.

Die Kriminalisierung des Grauen Ordens durch das NS-Regime verstärkt Grafs Hal-

tung und läßt gleichzeitig in ihm ein Protest- und Widerstandsverhalten reifen. Goergen kennzeichnet den Grauen Orden nicht als eine Organisation mit einer konkret bestimmbar, politischen Zielsetzung, sondern vielmehr als eine Vereinigung junger Männer, die durch alltägliche Erfahrungen in einem überwachten Staat und durch das Nichteingreifen der Autoritäten, Eltern wie Kirche, politisiert wurde.

Hier hätte es sich angeboten, eine weiterführende Betrachtung der freien Jugendbewegung im Dritten Reich zu liefern. Auch wenn Goergen eine Problematisierung der Bewegung und ihrer Auseinandersetzung mit der HJ anstrebt, gelingt sie ihm nur in Ansätzen. So wäre eine eingehendere Beschäftigung mit dem Grauen Orden besonders mit Blick auf dessen Selbstverständnis, gedankliche Ausrichtung und Haltung zum Widerstand wünschenswert gewesen und hätte so vielleicht neue Erkenntnisse geliefert. Der Versuch, das Stillschweigen der katholischen Kirche hinsichtlich der Existenz des Grauen Ordens als einen Grund für dessen weitgehende Unbekanntheit nach dem Zweiten Weltkrieg zu thematisieren, schlägt die entsprechende Richtung ein, dies hätte aber noch umfassender untersucht werden können (62).

Die Schlüsselerlebnisse für Grafts Engagement in der Weißen Rose sieht Goergen einerseits in den eben geschilderten Faktoren, andererseits – und dies betont der Autor – in den Erlebnissen als Sanitätssoldat an der Ostfront in den Jahren 1941 und 1942 und der Begegnung mit Hans Scholl.

Goergen bedient sich zur Darstellung von Grafts Lebensweg in erster Linie dessen eigenen Schilderungen in Briefen und Tagebucheinträgen, wobei Teile davon der bisherigen Forschung nicht zugänglich waren und hier erstmals dokumentiert werden, sowie Äußerungen und Aufzeichnungen ehemaliger Mitstreiter und Freunde. Der jüngeren Schwester Anneliese Knoop-Graf kommt als Zeitzeugin, die Einblicke in den Münchener Kreis um die Weiße Rose hatte, eine zentrale Bedeutung zu.

In Willi Grafts Schilderungen sind dabei weniger direkte Kommentare zur allgemeinen politischen und später militärischen Situation zu finden als vielmehr persönliche Erlebnisse und Momentaufnahmen. Hierbei besteht das generelle Problem, daß Goergen seine Auswahl der Quellen unkommentiert läßt und es

versäumt, diese in den jeweiligen historischen Kontext einzuordnen und die Quellenlage zu erläutern. So lassen Goergens zeitweilig unkommentierte oder subjektiv gefärbte Äußerungen zum Stellenwert einer Quelle die Frage nach den Gründen für dieses Vorgehen aufkommen (47). Neben einem ausführlichen Kommentar zu Quellenlage und Quellenauswahl wäre gerade bei den schriftlichen Quellen eine differenziertere Behandlung der gesichteten Bestände wünschenswert gewesen.

Ein ähnliches Problem stellt sich bei den mit Zeitzeugen geführten Interviews und der Gewichtung, die diese durch den Autor erfahren. Goergen thematisiert nur ansatzweise in einem Fall die methodische Problematik der »Oral History« (109), die sich für die subjektiven Erfahrungen des einzelnen Menschen interessiert und in einem zweiten Schritt nach der Verarbeitung dieser Erfahrungen fragt. Als Richtmaß für Aussagen von Quellen anderer Provenienz können Erinnerungen von Zeitzeugen nur bedingt herangezogen werden. Echtheit – im Sinne von: »Jemand, der dabei gewesen ist, wird wissen, wie es gewesen ist« – ist nicht gleichbedeutend mit objektiver Wahrheit und sollte daher eine stärkere Problematisierung erfahren. Kleinere orthographische Ungenauigkeiten im Text und in den Anmerkungen sowie bibliographisch unvollständige Angaben, die unter anderem neuere Publikationen zu Willi Graf vermissen lassen, trüben zwar den Gesamteindruck, lassen sich aber sicherlich zu einem späteren Zeitpunkt in einer überarbeiteten Auflage korrigieren.

Trotz dieser Schwächen im methodischen Vorgehen sowie bei der Redaktion des Bandes gelingt es Peter Goergen, ein eindrucksvolles und detailliertes Bild von Grafts Leben zu zeichnen, welches es dem Leser durch die Vielzahl der gewählten Sichtweisen auf die Person Willi Graf ermöglicht, einen Zugang zu dessen geistiger Welt und dessen Handeln zu finden. Willi Grafts zentrales Anliegen des »Weitertragens« seiner Wünsche, Motive, Ziele und Vorstellungen findet durch Peter Goergens Buch ein festes Fundament, von dem aus dieses Anliegen weitergeführt werden kann.

Thomas Glaser

Beispielhafte Auseinandersetzung

Landkreis Neunkirchen (Hrsg.): Lebenswege jüdischer Mitbürger, Landkreis Neunkirchen: Amt für Öffentlichkeitsarbeit 2009, 216 S.

Lebenswege beschreiben nicht allein die Biographien, sondern auch die Punkte, an denen sie sich kreuzen mit den Lebenswegen anderer »Mitmenschen«, z. B. den örtlichen Antisemiten – und im nachhinein selbstverständlich völlig ahnungslosen »Miträufeln«. – »Das haben wir nicht gewußt!« – Was heißt »das«?

Auf diese Frage gibt die Aufsatzsammlung *Lebenswege jüdischer Mitbürger* gleichermaßen bedrückende wie anschauliche Antworten, die aufzeigen, daß es um das Leid der Mitmenschen jüdischen Glaubens geht, aber eben auch um die Menschen in Neunkirchen, Merchweiler, Schiffweiler, Eppelborn usw., die den Juden dieses Leid zufügten. Und wie viele wirklich gute Bücher enthält dieses nicht nur Antworten, es provoziert zu weiterführenden Fragen. Was ging vor in den Köpfen dieser »Normalen«, dieser – unter anderem pflichtbewußten, treudeutschen – »Arier«? Warum schwiegen Nachbarn, Bekannte, frühere Kollegen, als Anfang März 1945, die Amerikaner – und damit »Befreiung« oder »Zusammenbruch« – standen direkt vor der Tür, die letzten Juden aus dem Saarland verschleppt wurden zur Vernichtung ins Konzentrationslager Theresienstadt? Drei der zehn Opfer starben dort Ende Mai, Anfang Juni 1945, nach der »Befreiung« an Flecktyphus.

Bernhard Planz und Guido Jung berichten über das von Partei und Behörden reichsweit organisierte Pogrom von 1938 gegen jüdische Mitbürger am konkreten Beispiel in Schiffweiler. Mangels einer Synagoge vergreift man sich dort an dem Haus der Familie Haas, welches unter großer Anteilnahme der Bevölkerung abgeackelt wird. Ausführlich lassen die Autoren die Quellen sprechen, in diesem Falle die 1946 und 1947 angefertigten Vernehmungsprotokolle eines Rädelsführers mit all ihren Lügen, Ausflüchten, Beschönigungen, dem dreisten Sich-Dumm-Stellen, dem stückchenweise Zugeben dessen, was bewiesen ist und nicht mehr geleugnet werden kann. Kannte dieser Mann keine Scham, keine Einsicht in das Verbrecherische seines Tuns?

Gewiß, die NS-Zeit steht im Mittelpunkt des Buches, freilich greifen einige Aufsätze viel weiter: bis in die Zeit der Französischen

Revolution und in die Jahrzehnte nach 1945. Damit gelingt zunächst die Andeutung des Anteils jüdischer Mitbürger am gesellschaftlichen Leben in den Gemeinden des Landkreises als Lehrer, Kaufleute, Handwerker, als Eltern, Kinder und Schüler, als Nachbarn oder Vereinskameraden, als Kombattanten des Ersten Weltkrieges. Und vieles andere mehr. Unter anderem durch den teilweise umfassenden Zugriff auf die im Landesarchiv Saarbrücken aufbewahrten Akten, die seit 1946/47 angelegt wurden zur »Entschädigung« der Opfer des Nationalsozialismus, können Informationen vermittelt werden zur Lebenslage derjenigen, die die Terrorzeit überlebten, und wie diese sich danach mit ihrem Umfeld arrangierten, der bisweilen liebedienerischen Heuchelei der Miträufeln, Gaffer und »Ahnungslosen«. Heinrich Grein, ein – wie der Autor Franz-Josef Schäfer in seinem imponierenden Aufsatz bedauert – »... in Vergessenheit geratener Sozialist und Reformpädagoge«, der außerdem als Jude und Pazifist seit dem Ersten Weltkrieg zahlreichen Anfeindungen in Neunkirchen ausgesetzt war, erleidet unmittelbar nach dem Untergang des NS-Terrors offensichtlich als Spätfolge des jahrelangen Lebens im Verborgenen einen schweren Schlaganfall, von dem er sich nicht mehr erholt. Bis zu seinem Tod 1952 ist er linksseitig gelähmt, arbeitsunfähig auf ständige Hilfe angewiesen.

Zweifelloos präsentiert der Landkreis Neunkirchen mit der Veröffentlichung der *Lebenswege* ein regionalgeschichtlich bedeutendes Werk. Dessen herausragenden Stellenwert unterstreicht auch die Freizügigkeit: Alle Schulen im Landkreis erhalten das Buch kostenfrei zur Verfügung gestellt. Auf Anforderung gibt es beim Landkreis auch ganze Klassensätze dieses Buches – ebenfalls kostenfrei. Dieses Beispiel sollte Schule machen. Es wäre wünschenswert, wenn die anderen Kreise im Saarland in ähnlicher Weise die Lebenswege jüdischer Mitbürger nachzeichnen würden. Daß so ein Projekt historisch-inhaltlich und insbesondere finanziell möglich ist (möglich sein muß!), beweist das Neunkircher Buch beispielhaft.

Wilfried Busemann

Autorinnen und Autoren

Georg Bense, geb. in Köln, aufgewachsen in Stuttgart, Fernsehjournalist, Autor, Regisseur und Kameramann zahlreicher Filme für ARD, ZDF und arte.

Wilfried Busemann, Historiker, im Ruhrgebiet aufgewachsen, Veröffentlichungen zur Geschichte rheinischer und saarländischer Arbeiterbewegungen, zur Alltagsgeschichte und zur Entschädigung saarländischer NS-Opfer.

Hans Emmerling, freier Mitarbeiter von SR und NDR, TV-Porträts u. a. von Raymond Aron, Joseph Beuys, Gisèle Freund, Artur Rubinstein, Dokumentarfilme über Futurismus, europäische Länder, Marokko und Israel, mehrfacher Grimme-Preisträger.

Hans Gerhard, geb. 1973 in Braunschweig, lebt in Saarbrücken. Neben seiner Tätigkeit als Rechtsanwalt kritisiert er literarische Texte und schreibt selbst, zuletzt die Erzählung *Wagga-Wagga* in der Literaturzeitschrift *Streckenläufer*.

Thomas Glaser, geb. 1981, studiert Musikwissenschaft, Neuere Geschichte sowie Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft an der Universität des Saarlandes.

Sabine Graf, Dr., geb. 1962 in Zweibrücken, Studium der Literaturwissenschaft und Philosophie an der Universität des Saarlandes, Promotion über den Schriftsteller Otto Flake und dessen publizistisches Werk zwischen Selbstverständigung und Selbstinszenierung. Arbeitet als Autorin und Kunstkritikerin.

Hans Horch, Dr. phil., lebt, lernt und lehrt in Saarbrücken.

Jean-Louis Kieffer, geb. 1948, lebt in Filstroff (Lothringen). Französischlehrer. Gründungsmitglied und Vorsitzender der Vereinigung »Gau un Griis« (Association pour la défense et la promotion du francique). Grün-

dungsmitglied der Literaturzeitschrift *Paraple*. Mundartautor.

Till Neu, geb. 1943 in Saarbrücken, forschte nach dem Studium bei Oskar Holweck über die Grundlagen der Gestaltung, studierte Malerei bei Fritz Winter in Kassel, Kunstgeschichte in Saarbrücken bei Wilhelm Messerer (Promotion). Zwei Berufe: Künstlerische Arbeit und Lehre. Seit 1984 Professor an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität in Frankfurt am Main für Grundlagen, Malerei, Kunstgeschichte am Institut für Kunstpädagogik. 2004 vorzeitiges Ende der Tätigkeit zugunsten der künstlerischen Interessen. Letzte Ausstellungen im Saarland: Schloß Dagstuhl 2006/07, Wintringer Kapelle 2008.

Georg Ruby, geb. 1953, Pianist, Klarinetist, Komponist, Arrangeur. Mitbegründer des Kölner Jazz Haus, Professor für Jazz und Improvisierte Musik an der Hochschule für Musik Saar.

Dietmar Schmitz, Dr., Diplom-Politologe und Germanist. Redakteur der *Saarbrücker Hefte*.

Herbert Temmes, geb. 1969, Studium der Geschichte und Germanistik, Geschäftsführer der Deutschen Multiple Sklerose Gesellschaft IV Saarland e.V.; MBA Gesundheitsökonomie.

Cornelia Zelinsky-Wibbelt, Dr. phil. habil., Privatdozentin für Englische Sprachwissenschaft, zahlreiche Publikationen zur Computerlinguistik sowie zur Englischen und Vergleichenden Sprachwissenschaft, Hochschuldozentin und Gastprofessorin in Hannover, Bonn, Wien, Saarbrücken, Metz. Freiberufliche Beraterin für wissenschaftliches und akademisches Schreiben und Reden.

*»Der Rang von Kunstwerken
ist dem des Adels entgegengesetzt:
er mißt sich nicht an der Herkunft,
sondern an den Konsequenzen.«*

Heinz-Klaus Metzger

Neue Musik:

www.pfau-verlag.de

